

## Die westlichen Grundlagen des glagolitischen Alphabets.

Von Michael Hocij (München).

### Einführung.

Die Frage nach dem Ursprung der glagolitischen Schrift bildet eines der wichtigsten und gleichzeitig schwierigsten Probleme der slawistischen Forschung.<sup>1)</sup> Es gibt gegen vierzig verschiedene Auffassungen über die Entstehung des glagolitischen Alphabets.<sup>2)</sup> Der unsichere Boden, auf dem die meisten dieser Meinungen beruhen, ermahnte mit Recht zur Vorsicht und Zurückhaltung beim Auftauchen diesbezüglicher neuer Erklärungsversuche. Und doch setzte sich mit der Zeit eine Auffassung durch, die die meisten übrigen Meinungen, Hypothesen, Hinweise und Vermutungen zu verdrängen schien, um in der Gestalt der sog. griechischen Minuskeltheorie die meisten Anhänger zu gewinnen. Der erste, der einen systematischen Versuch unternommen hatte, die glagolitischen Buchstaben aus den griechischen Kursivschriften des 5.—6. Jh.s abzuleiten, war J. Taylor.<sup>3)</sup> Vor ihm hat man schon öfter bei der Umschau nach den Belegen für das glagolitische Alphabet unter vielem anderen auch auf griechische Verwandtschaften hingewiesen. So z. B. Wattenbach, in der ersten Auflage seiner griechischen

<sup>1)</sup> Die ganze Problematik der glagolitischen Schrift und die Geschichte ihrer wissenschaftlichen Auswertung vermitteln folgende drei Bücher:

J. B. Jagić, Glagoličeskoe pišmo (glagolitische Schrift) in Enciklopedija slavjanskoj filologiji (Enzyklopädie der slawischen Philologie) Lieferung 3. St. Petersburg 1911. In dieser von der Petersburger Akademie der Wissenschaften besorgten Ausgabe bildet der Aufsatz von Jagić auf den S. 51 bis 262 die Zusammenfassung der bis dahin geleisteten Forschung des Problems. Auf 36 Tafeln kamen 88 Faksimilereproduktionen von 75 verschiedenen glagolitischen Schriftdenkmälern zum Abdruck.

Josef Bajš, Rukovět' hlaholské paleografie (Handbuch der glagolitischen Paläographie). Prag 1932, 178 S. + 54 Tafeln mit Faksimilereproduktionen. Systematische Zusammenfassung, mit Berücksichtigung neuerer Forschung und wertvollem Faksimilematerial.

J. Ohienko, Povstaunja azbuky j literaturnoji movy v slov'jan (Entstehung des Alphabets und der Literatursprache bei den Slaven) Žovkva 1937, Teil II, S. 80—171, mit guten chronologisch angeordneten Literaturverzeichnissen, insbesondere auch zur Geschichte der glagolitischen Forschung, S. 91—95.

<sup>2)</sup> G. A. Il'inskij, Opyt systematičeskoj Kirillo-Mefod'evskoj bibliografii pod redakciej i s dopolnenijami M. G. Popruženka i St. M. Romanskogo (Versuch einer systematischen Kirillo-Methodianischen Bibliografie unter der Redaktion und mit Ergänzung von M. G. Popruženko und St. M. Romanskij), Sofia 1934. § 90—127, S. 104—112, bietet die Literatur zu den meisten dieser Hypothesen.

<sup>3)</sup> J. Taylor, Ueber den Ursprung des glagolitischen Alphabets. Archiv für slavische Philologie V, S. 191—192. Grundgedanken auch in seinem „The Alphabet. An Account of the Origin and Development of Letters“. London 1883. Bd. II, S. 201—207

Paläographie,<sup>4)</sup> wo er ein kreuzartiges griechisches  $\alpha$ -Zeichen aus dem 2. Jh. n. Chr. mit dem glagolitischen a in Verbindung brachte. Dieser mehr zufällige Hinweis veranlaßte Taylor zu seiner Untersuchung, die zur Achse für die weitere Erforschung des glagolitischen Problems werden sollte.<sup>5)</sup>

Der Erfolg dieser Theorie war entschieden und autoritativ gesichert, als sich ihrer bald darauf zwei der maßgebendsten Slawisten angenommen hatten. B. Jagić lieferte in Anschluß vor allem an eine Kritik des Werkes von Geitler über albanesische und slawische Schriften<sup>6)</sup> einen größeren paläographischen Beitrag zu dem Problem, in dem er den Zusammenhang zwischen dem glagolitischen Alphabet und der griechischen Minuskel des 8.—10. Jh.s ähnlich wie vor ihm Taylor in systematischer Anordnung vorführte.<sup>7)</sup> Leskien dagegen brachte allerdings in Bezug auf das glagolitische Schriftproblem nur einen schriftlichen Aufsatz im Sinne Jagić' ohne paläographische Auswertungen.<sup>8)</sup> Die Bedeutung seiner Stellungnahme für die Verbreitung der griechischen Minuskeltheorie geht jedoch weit über das Ausmaß und die Tragweite des von ihm gelieferten Beitrags hinaus. Sie liegt in den vielen Auflagen seines Handbuchs und seiner Grammatik der altkirchenslawischen Sprache<sup>9)</sup>, denen es beschieden war, die ganze deutschsprachige und teilweise auch russische slawistische Bildung als Lehrbuch für ein halbes Jahrhundert zu beherrschen. Die von ihm vertretene griechische Minuskeltheorie fand dadurch als feststehendes Ergebnis den sichersten Zugang zu einem Jeden, der mit der Slawistik überhaupt nur zu tun hatte. Da diese Theorie als Gegenstand näherer Untersuchung auch

<sup>4)</sup> W. Wattenbach, Anleitung zur griechischen Palaeographie. Leipzig 1867. Ditogr. Teil S. 2. „Wie im Glagolitischen aus a später  $\dagger$  wird, so finde ich in Cursive saec. II p. c.  $\dagger$  für  $\alpha$ .“ 2. Aufl. Leipzig 1877.

3. Aufl. 1895. weder auf S. 87—88 bei A noch bei Abkürzungen mit A auf S. 111—112, ähnlich wie in anderen Auflagen hat W. das kreuzförmige griechische  $\alpha$  angegeben.

<sup>5)</sup> Vgl. den von mir im Heft 4 des Jg. III der Südostdeutschen Forschungen (Februar 1939 S. 837—838) veröffentlichten Brief des J. Taylor an Wattenbach.

<sup>6)</sup> Leopold Geitler: Die albanesischen und slavischen Schriften mit 25 photographischen Tafeln. Wien 1883.

<sup>7)</sup> J. B. Jagić, Četyre kritiko-paleografskija stat'i, priloženie k otčetu o prisuzdenii Lomonosovskoj premii za 1883. god. (Vier kritisch-paläographische Abhandlungen, Beilage zur Lomonosovprämie für das Jahr 1883). St. Petersburg 1884. Abt. IV S. 103—191, Taf. I—III.

<sup>8)</sup> A. Leskien: Zur glagolitischen Schrift. *AsPh.* 27, Berlin 1905. S. 161 bis 168.

<sup>9)</sup> A. Leskien: Handbuch der altbulgarischen (altkirchenslawischen) Sprache Weimar 1871, 2. Aufl. 1886, 3. 1898, 4. 1905, 5. 1910, 6. Heidelberg 1922. Russische Uebersetzung mit Ergänzungen aus dem Evangeliar von Ostromir unter Redaktion von E. Ščepkin und A. Šachmatov, Moskau 1890. A. Leskien, Grammatik der altbulgarischen (altkirchenslawischen) Sprache, Heidelberg 1909, 2. u. 3. Aufl. 1919. Russ. Uebers. von N. Petrovskij, Kazan' 1915.

bei anderen Verfassern einen Wiederhall, vor allem auch in Form von paläographischen Tafeln gefunden hatte<sup>10)</sup>, wurde sie in den meisten Fällen als verpflichtend angenommen und innerhalb der widerspruchsvollen Flut von anderen Meinungen zu einer Art klassischer Lehre erhoben. Die Möglichkeit eines Zusammenhangs der ältesten slawischen Schriftart mit der griechischen Minuskel fand immerhin eine gute Stütze in der unmittelbaren Zugehörigkeit der Balkanslawen zu dem byzantinischen Kulturkreis. Die paläographischen Gegenüberstellungen haben gezeigt, daß in der Tat bei einigen Buchstaben eine gewisse Verwandtschaft zwischen der griechischen Minuskelschrift und dem glagolitischen Alphabet besteht. Die Unzulänglichkeit einer solchen Ableitung liegt jedoch nicht minder klar zu Tage, insbesondere wenn man recht viele griechische Buchstaben in dem glagolitischen Alphabet mit guten Gründen aufweisen wollte. Am schärfsten ging bis jetzt A. Rahlfs mit dieser Theorie ins Gericht. „... selbst bei den Buchstaben, welche Leskien ausdrücklich nennt, vermag ich, — meint er — abgesehen von d, keine Ähnlichkeit zu entdecken. Eine einzige Ähnlichkeit beweist aber bei einem Alphabet, das aus so vielen Buchstaben besteht, absolut nichts. Die Herkunft der glagolitischen Schrift aus der griechischen Minuskel ist also nichts weniger als bewiesen, ja sie scheint mir sogar völlig ausgeschlossen“.<sup>11)</sup> Das Urteil ist zu scharf. Die griechische Minuskel besitzt in der Tat viel mehr Anklänge an das glagolitische Alphabet als diese, freilich nicht ganz unrichtige Meinung zugeben möchte.<sup>12)</sup> Unseren Ergebnissen vorgreifend, kann man sagen: glagolitische Buchstaben haben insofern Ähnlichkeiten mit griechischen, als es Verwandt-

<sup>10)</sup> Archimandrit Amfilochij, *Dopolnenija k Galičskomu sličitelnomu Četvero-evangeliju* (Ergänzungen zu dem Galič'er vergleichenden Vier-Evangeliar). Moskau 1883. Abhandlung Nr. 6. — Ueber die Unechtheit der Fragmente des sogenannten Evangeliar's von Reims, das von slavischen Archäologen in das XII. Jahrhundert gesetzt wird und über den Schlüssel zur glagolitischen Schrift (S. 145—181) mit einer Tafel. — D. F. Běljaev, *Istorija alfavita i novoe mnënie o proischoždenii glagolicy* (Geschichte des Alphabets und neue Meinung über den Ursprung der glagolitischen Schrift) Kazan', 1886, mit 2 Tafeln. — B. Čonev, *Istorija na Bŭlgarskij ezik* (Geschichte der bulgarischen Sprache). Bd. I, Sofia 1919. 2 Tafeln S. 128—129. Offenbar auf grund von Tafeln Taylors u. Jagićs mit einigen Umwandlungen der dortigen Buchstaben zusammengestellt. Arbeiten von Fortunatov, Kul'bakin, Margulies u. a. werden an entsprechenden Stellen im Laufe der Untersuchung herangezogen.

<sup>11)</sup> A. Rahlfs, Zur Frage nach der Herkunft des glagolitischen Alphabets. Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung (A. Ruhn) Göttingen 1913. S. 285—287. Wir wollen an dieser Stelle auf weitere Einwände Rahlfs und auf seine Kritik der Arbeitsweise Taylors und Jagićs nicht eingehen.

<sup>12)</sup> Verschiedenartiges Material gegen die griechische Minuskeltheorie hat am vollständigsten J. Džienko, *Povstannja azbuky a. a. D.* S. 114—134, zusammengebracht.

schaften zwischen einzelnen griechischen und lateinischen Buchstabenzeichen gibt. Denn es zeigt sich, daß beim Heranziehen der lateinischen Schriftarten des vorkarolingischen Zeitalters bei jedem einzelnen Buchstaben die Ähnlichkeit zwischen Glagolitisch und Lateinisch viel größer ist als zwischen Glagolitisch und Griechisch. Es ergibt sich ferner, daß es auch lautlich bessere Entsprechungen zwischen Glagolitisch und Lateinisch als zwischen Glagolitisch und Griechisch gibt (b, v, z). Wir begegnen lateinischen Buchstaben, an denen die Anhänger der griechischen Theorie mit Not vorübergehen mußten, um sich hinter viel unzulänglichere griechische Zeichen als Vorbilder zurückzuziehen (h, o, p). Hier wird man auf eine große Anzahl der besten Verknüpfungsmöglichkeiten zwischen glagolitischem und lateinischem Alphabet hinweisen können, die überhaupt in der Art noch nie vermutet wurden (b, e, f, g, n, r, s, t, y, z). Der beste Beleg der griechisch-glagolitischen Verbindung, der Buchstabe d, hat eine genau so gute, wenn nicht bessere Entsprechung auf der lateinischen Seite. Es gibt freilich auch gelegentliche Schwierigkeiten bei der Ableitung des glagolitischen Alphabets von dem lateinischen. Jedoch keine dieser Schwierigkeiten kann durch Heranziehen griechischer Kursivzeichen gelöst werden (i, m, s [z]). Wenn bei einigen Buchstaben bis jetzt nicht die eindeutige Klarheit in dem Maße wie bei anderen Zeichen erreicht werden konnte, so lassen sich hier doch mit dem lateinischen Material so gute und hinlängliche Ähnlichkeiten zwischen beiden Reihen aufweisen, daß auch diese Fälle keine Lücken im Alphabet verursachen. Bei dieser Sachlage ist es auch nicht verwunderlich, daß die Verwandtschaft zwischen dem lateinischen und dem glagolitischen Alphabet der bisherigen weitausgreifenden Forschung nicht entgehen konnte. Die Anknüpfung des glagolitischen Alphabets an den westlichen Kulturkreis konnte jedoch keinen durchdringenden Erfolg erzielen, weil die Art und Weise, in der es geschah, wie auch die historischen Voraussetzungen, an die man den Tatbestand anknüpfen wollte, kritisch unhaltbar waren. Geitler hat im Verhältnis zu dem Material, das ihm zur Verfügung stand, große Arbeit hinsichtlich dieser lateinisch-glagolitischen Verwandtschaften geleistet.<sup>13)</sup> Er benutzte jedoch das Positive seiner paläographischen Funde, um eine vollständig irreführende albanisch-slawische Theorie aufzubauen, die von Jagić leicht widerlegt werden konnte, ja später erwies sich sogar diese albanische Schrift, von der Geitler sich nicht loslösen konnte, als ein Produkt des 18. Jh.s.<sup>14)</sup> Dieser

<sup>13)</sup> L. Geitler, a. a. O.

<sup>14)</sup> Diese albanesische Schrift wurde im J. 1854 von Hahn aus Licht gebracht. A. Leskien, Grammatik der altbulgarischen Sprache, Heidelberg 1904. S. XXXIV. Die Angaben zu dieser Schrift des Mönches Todser bei R. Naktigal, Ueber die Elbajaner Schrift im Arch. z. arb. star. 1 (1923) 160—195 [vgl. Indogerman. Jahrbuch, Bd. X. Jg. 1924—25. Berlin-Leipzig 1926, S. 178].

A-L	glagolitische Buchst. äh. Art.	Lateinische vorkarolingische Kursivbuchstaben (zumeist 7. u. 8. Jh.)	Nicht-kursive latein. Buchst. derselben Zeit.
A			
B			
C	(c = z)		
D			
E			
F			
G			
H			
I			
K			
L			



Fall verdarb der lateinisch=glagolitischen Forschung den Kredit. Wessely dagegen veröffentlichte einen Aufsatz, in dem er die Entstehung des glagolitischen Alphabets ins 4.—5. Jh. verlegen wollte.<sup>15)</sup> Dazu verleiteten ihn gewisse Ähnlichkeiten zwischen den glagolitischen und römischen kursiven Zeichen des ausgehenden klassischen Zeitalters. Daß solche Ableitung den historischen Tatsachen nicht gerecht werden konnte, erübrigt sich hier besonders auszuführen.<sup>16)</sup> Auch seine altertümlichen lateinischen Formen sind oft viel zu unzulänglich, um in dem Wettbewerb mit den griechischen, wenn auch gelegentlich weniger ähnlichen Vorbildern bestehen zu können. Denn hinter der griechischen Kursiv- oder Minuskeltheorie steht wenigstens ein durchaus historischer Hintergrund, vor dem sich eine solche Uebernahme abspielen konnte. Andere gelegentliche Stimmen, daß man für bestimmte einzelne Buchstaben unbedingt lateinische Vorbilder in Anspruch nehmen müsse, tauchten zu sehr in den dissonierenden Klängen von anderen Vorschlägen derselben Verfasser unter, um deutlich genug herausgehört zu werden. Es ist durchaus begreiflich, daß unter diesen Umständen bei einer äußerst geringen Interessiertheit für glagolitische Paläographie als solche die Ansicht von der lateinischen Abhängigkeit dieser rätselhaften Schriftformen keinen Anhängerkreis finden konnte.<sup>17)</sup> Und doch bietet sich

<sup>15)</sup> Carl Wessely, Glagolitisch-lateinische Studien [Studien zur Palaeographie und Papyruskunde, Heft 13] S. 41—43, 20 litogr. Tafeln.

<sup>16)</sup> Den historischen Hintergrund für eine solche frühe Ableitung der glagolit. Schrift aus der römischen Kursive stellt Wessely a. a. D. S. 42 folgendermaßen dar. „Die Slawen saßen nach dem Zeugnis der Tabula Peutingeriana 8, 4, was nicht immer genügend beachtet wird, sicherlich bereits Ende des IV. Jahrhunderts nördlich über die Donaumündung, hatten also schon damals Berührungen mit den Römern (Hermes XLV, 1910, S. 216, N. 3). Die Erinnerung an das Kalenden- und Rosalienfest, das Eindringen eines so seltenen Wortes wie *compater*, dessen entlehnte Form noch jetzt im Slowakischen und Tschechischen lebt, sowie was ich Herrn Hofrat Jagić verdanke im Slovenischen, mögen für meine Hypothese sprechen, daß in der römischen Kursive jener Epoche die Wurzeln der glagolitischen Schrift zu suchen sind. Die römische Kursive hatte seit Diocletian einen Charakter angenommen, der z. B. im V. Jh. Formen aufweist, die der Glagolica zugrunde liegen können.“

<sup>17)</sup> Wessely, a. a. D. Seite 42, hat, statt der Forschung einen Weg zu öffnen der womöglich zu einer klareren Erfassung der von ihm gesehenen Verwandtschaft führen konnte, diesen Weg vielmehr zu versperren versucht, um auf dem eigenen Standpunkt verbleiben zu können. Er schreibt: „Meine Nachweise sind negativ aufzufassen, daß nämlich nicht die Kursive der Kaiserzeit noch auch die späteren lateinischen Nationalschriften in Betracht kommen können, sondern nur die gedachte Epoche von IV.—VI. Jahrhundert.“ Was W. unter lateinischen „Nationalschriften“ versteht, kann man aus dieser Behauptung nicht entnehmen. Meinte er damit die lateinischen Schriftarten nach der Karolingischen Schriftreform, so mag er recht haben. Der Satz jedoch will offenbar eher

hier, wie wir sehen werden, ein gerader Weg, auf dem man möglicherweise zu noch viel eindeutigeren Ergebnissen kommen würde, wenn man in der in dieser Abhandlung eingeschlagenen Richtung mit Entschlossenheit weiterginge. Meine Untersuchung, die mit der Behandlung einzelner Buchstaben beginnt, will ein Beitrag zu der Lösung der verwickelten, nicht nur schriftkundlichen, sondern in erster Linie auch historischen und kulturellen Beziehungen in einer noch lange nicht entsprechend gewürdigten Epoche des Mittelalters sein. Sie ist keine Zusammenfassung etwa bestehender Erkenntnisse, sondern ein Hineinarbeiten in mehrere auseinanderliegende Gebiete und Abzweigungen des überlieferten Sachmaterials, mit dem Ziel, die sich in den Schriftformen der glagolitischen Buchstaben darbietenden Beziehungen auf ihren geschichtlichen Lebensinhalt zu überprüfen. Das Gelingen eines solchen Unternehmens kann manche neue geschichtliche Ausblicke eröffnen.

Dementsprechend soll dem paläographischen Teil, aus dem sich vor allem ergeben dürfte, daß das ganze lateinische Alphabet in dem glagolitischen enthalten ist, eine ornamentale Analyse der Schrift folgen, wobei insbesondere die Struktur einzelner Buchstaben in Beziehung zu der Ornamentik des Frühmittelalters gebracht wird. Wir werden uns kaum des Eindrucks erwehren können, daß die typisch ornamental bedingten Formen der glagolitischen Buchstaben keine spielerische Zufallsleistung sind, sondern daß diese Ornamentformen, wie alles ernste Handeln, im Walten der Zeit verwurzelt zu sein scheinen. Die Gegenüberstellung der glagolitischen Buchstaben mit historischer Ornamentik kann uns einen Hinweis zur Beantwortung der Frage liefern, warum gerade reichere, ornamentartigere lateinische Buchstabenformen zu glagolitischen Buchstaben werden konnten. Denn die glagolitischen Buchstaben entstanden ohne jeden Zweifel in künstlerisch-gestalterischem Vorgang, und eine solche Gestaltung nahm mit Vorliebe die „schöner“ vorgebildeten Formen an. Wir werden die beiden Teile der Untersuchung, den paläographischen und ornamentalen, jedoch methodisch auseinanderhalten müssen, um nicht die Ausblicke auf die letzten Ziele der

---

die gesamten lateinischen Schriftformen — außer den von ihm akzeptierten frühen Jahrhunderten — von einer näheren Verwandtschaft mit dem glagolitischen Alphabet, also auch die Schriftarten, die der Karolingischen Reform vorangehen, ausschließen. Da W. ein verdienstvoller Palaeograf ist, dürfte eine solch autoritativ gesprochene „Nachweis“-Erklärung das Vertrauen des Lesers beanspruchen. Dieser Satz gehört jedoch, wie auf Grund der hiesigen Untersuchung und beigelegten Tafeln zu ersehen sein wird, offenbar zu jenen sehr oft vorkommenden Verallgemeinerungen, die, das eigentliche Arbeitsgebiet sprengend, alles übrige mit der Fragestellung (im näheren oder weiteren Sinne) Zusammenhängende, den erarbeiteten Begriffen unterstellen. Denn es ist nicht denkbar, daß Wessely diesen Satz so formulieren würde, wenn seine meisten Forschungsarbeiten sich nicht auf frühe römische Kursivschrift beziehen würden.



Forschung zu verdunkeln. Die hier als vorläufig zu bezeichnenden Ergebnisse der Anknüpfung des glagolitischen Alphabets an lateinische Vorbilder des römisch-germanischen Bereiches für sich, wie auch die Anknüpfung der Formenwelt dieser Schrift an die Ornamentik derselben Gebiete, verpflichten uns zu einer Umschau in den geschichtlichen Verhältnissen dieser Zeit. Deshalb müssen die historischen, längst bekannten, systematisch leider nicht genügend behandelten Nachrichten über jahrhundertelange Beziehungen von Balkanlawen zur germanisch-römischen Welt herangezogen werden, um wenigstens in Kürze zu zeigen, wie natürlich es ist, von einer Möglichkeit der altslawischen Schriftbeeinflussung seitens des Westens zu reden. Für den Zeitabschnitt von etwa 250 Jahren vor dem Auftreten des Zyrill und Method besitzen wir eine Reihe von Nachrichten über Versuche der Christianisierung oder über tatsächliche Einführung des Christentums bei den Südslawen von Westen oder Nordwesten her. Vielfache Anzeichen weisen jedoch darauf hin, daß ein Teil der ältesten glagolitischen Denkmäler in die bulgarisch-mazedonische Landschaft gehört. So vor allem die Fundorte einiger dieser Denkmäler, dann gewisse Spracheigentümlichkeiten alter glagolitischer Texte und nicht minder die zur Herrschaft gelangte Erkenntnis, daß die glagolitische Schrift älter als die „zryllische“ ist, wobei man das zuletzt erwähnte wissenschaftliche Ergebnis in dem Sinne verwertet, daß man das glagolitische Schrifttum mit der Tätigkeit Zyrills und Methods verknüpft. Will man diesbezügliche wissenschaftliche Forschungen und Ergebnisse mit unseren paläographischen Feststellungen in Einklang bringen, so kann es nur unter der Bedingung geschehen, daß man gewisse Stellen in den maßgebenden Quellen zur Geschichte Zyrills und Methods beim Worte nimmt und nicht bestrebt ist, diese Stellen auf Grund einer voreingenommenen Einstellung umzudeuten oder sie ganz zu verschweigen.

Im 14. Kapitel der Lebensbeschreibung Zyrills wird erzählt, daß Z. den Vorschlag des Kaisers Michael, er möchte eine Missionsreise nach Mähren zwecks Christianisierung dieses Volkes antreten, nur unter der Bedingung annehmen wollte, daß sich etwas Schriftliches in slawischer Sprache vorfinden sollte. Schließlich hat der Kaiser dem Zyrill einen Rat gegeben, er möge nur Gott bitten, so werde er bestimmt erhört werden. Nachdem Zyrill mit seinem Begleitern sich dem Gebete gewidmet hatte, „erschien ihm Gott, und bald darauf konnte Zyrill die Schrift zusammenstellen“. Die in den Anführungszeichen angegebene Stelle ist für das Textverständnis von äußerster Wichtigkeit. Sie heißt „se jemu Bog javi“<sup>18)</sup>. Es

<sup>18)</sup> Fr. Pastrnek, Dějiny slovanských apoštolů Cyrilla a Methoda (Geschichte der Slavenapostel Zyrill und Method). Prag 1902, S. 200. Mit lateinischer Uebersetzung „*mox autem ei deus apparuit*“.

braucht jedoch nur statt „se“ ein „se“ in diesem Text zu stehen, damit der Sinn des Inhalts ein vollständig anderer wird. Dann bedeutet der Satz nicht „erschien ihm Gott“, sondern „offenbarte ihm Gott dieses“. Weil aber vorher von den „Büchern“ die Rede war, könnte ein solcher Satz kaum einen anderen Sinn haben als daß Zyrill das, worauf es ihm so dringend ankam, letzten Endes durch Beistand Gottes bekommen hatte. Handschriften mit solchen Textstellen sind häufig überliefert. Sie wurden aber, soweit ich sehen kann, nie für eine solche Interpretation herangezogen.<sup>19)</sup>

Daß wir mit einer solchen Auffassung bei der Vita Cyrilli nicht vereinzelt dastehen, beweist besonders deutlich das fünfte Kapitel der Vita Methodii, in der dieselbe Begebenheit folgendermaßen erzählt wird: ... „sie widmeten sich dem Gebete. Und nun offenbarte Gott dem Philosophen *slawische Bücher* und bald nachdem er (Zyrill) die Schrift und die Rede zusammengestellt hatte, begab er sich, den Method mit sich nehmend, auf den mährischen Weg“. Wir werden uns mit diesen Texten noch gelegentlich befassen, deshalb müssen wir hier von vielfachen Literaturangaben und Interpretationen einzelner Worte, besonders auch bezüglich der Buchterminologie Abstand nehmen. Denn das Wort „Bücher“ der zitierten Stelle wird von manchen Forschern lieber als „Buchstaben“ (orig. knigi) angesehen. Für unseren Hinweis ist es nicht so sehr ausschlaggebend, ob die Stelle „Bücher“, „Buchstaben“ oder eine andere verwandte Bedeutung hatte. Die Hauptsache dabei ist, daß die Stelle auch, wie aus dem Vergleich der Vita Methodii mit der Vita Cyrilli ganz klar hervorgeht, bedeuten kann, daß Gott dem Zyrill gewisse, ihm bis dahin unbekannt, Schriftmaterialien

<sup>19)</sup> J. B. Jagić, Razsuždenija stariny o zerkovno-slavjanskom jazyke. (Die Abhandlungen der Vergangenheit über die kirchenslavische Sprache) [Izslédovanija po russkomu jazyku. (Untersuchungen über russische Sprache.)] Bd. I. Petersburg 1895, S. 290, Anm. 17. Man ersieht aus der Anm. 17, daß die meisten Handschriften überhaupt kein „se“ haben, auf dem die Auslegungen dieser Stelle in neuen Büchern beruhen. Auf 10 angeführte Belege kommt nur ein einziges Mal „se“ in der Bedeutung „sich“ im Sinne „zeigte sich“ d. h. erschien (Gott), vor. Andere Lesarten ergeben den Textsinn: „Gott hat sie ihm geoffenbart“, „Gott hat dies ihm geoffenbart“, „Gott hat ihm alles geoffenbart“ oder auch „Gott hat ihm geoffenbart“ ohne entsprechendes Fürwort. Alle diese Fürworte können auf die vorangehenden „Bücher“, nach denen Zyrill fragte, bezogen werden, ohne Rücksicht darauf, wie wir uns zu dieser Nachricht in Bezug auf ihre Glaubwürdigkeit stellen. Denn einer Interpretation dieser Stelle, es handle sich hier um den inneren Beistand Gottes, um eine Art Eingebung, kann eine andere gegenübergestellt werden, daß es sich um eine Hilfe Gottes bei der Verschaffung der gesuchten Schriften handle. Die letzte Deutung entspricht natürlich auch dem vorhergehenden Text. Den Beweis zu erbringen, welche unter allen Lesarten die ursprüngliche sein sollte, liegt nicht im Rahmen dieses Aufsatzes.

in die Hand gab, die er als Vorlagen benutzen konnte.<sup>20)</sup> Noch deutlicher jedoch als diese beiden Lebensbeschreibungen spricht von einem Vorlage-Material, welches Zyrill zu der Zeit des Schriftenentwurfs zur Verfügung hatte, die sogenannte Legende von Thessalonik. Diese Schriftquelle ist allerdings durch ihre phantastische Schilderungsart für eine vorbehaltlose Benutzung weniger geeignet. Man darf ihr aber trotzdem nicht jeglichen wahren Kern absprechen. Sie bietet sich als eine persönliche Bekenntnisform des Zyrill selbst an. Die uns angehende Stelle lautet: „... Eines Tages, am heiligen Sonntag, kam ich aus der Kirche und setzte mich sinnend und trauernd auf einen Marmor. Da erblickte ich eine Taube die sprach und in dem Schnabel hielt sie [ein Bündel mit ... ?<sup>21)</sup>]. Sie warf es mir zu auf die Schultern auf den Flügel, und nachdem ich sie durchgesehen habe, fand ich ihrer 35. Ich verbarg es in der Brustfalte des Kleides und trug es zum Metropolit, sie aber versteckten sich in meinem Körper und ich vergaß die griechische Sprache. Und als der Metropolit nach mir schickte, um mich zu Tische einzuladen, verstand ich nicht mehr griechisch. Da kamen, sich wundernd, alle Thessalonier und suchten mich. Und ich hörte: Ueber mich redeten die Bulgaren, — der große Fürst Desimir von Mähren, Radivoj der Fürst von Breslav und alle bulgarischen Fürsten sammelten sich um Thessalonik und kämpften mit Thessalonik drei Jahre, indem sie Blut vergossen und forderten: gebt uns jenen, den uns Gott schickte. Und ich wurde freigegeben. Mich nahmen dann die Bulgaren mit großer Freude an, brachten mich in die Stadt Raven auf dem Flusse Bregalnica. Ich schrieb ihnen 35 Worte. Ich lehrte sie wenig, aber sie selbst nahmen viel auf ....“ An dieser Schilderung interessiert uns nur das „Geschenk“ der Taube, aus dem Zyrill die 35 Buchstaben entnahm.<sup>22)</sup> In fantastischem

<sup>20)</sup> Obwohl es sich im Text der Vita Cyrilli um zwei ganz verschiedene Begriffe handelt: 1. Gott habe dem Zyrill „Knigy“ geoffenbart und 2. bald darauf stellte Zyrill „pismena“ her — („da tu javi bog filosofu slovensky knigy, i abyje ustroiv pismena ...“) — wird den Tatsachen aus dem Weg gegangen, indem man bei der Uebersetzung ins Lateinische beide Begriffe in einem Wort „litterae“ zusammenfaßt, wodurch der Inhalt dieser Stelle an Ausdruck und Bedeutung verliert. — „Ibique manifestavit deus philosopho Slovenicas litteras et illico litteris formatis et sermone composito, iter aggressus est Moravicum . . .“. Pastrnek a. a. O. S. 226. Diese lateinische Uebersetzung von Pastrnek ist grundlegend für die Forschung geworden!

<sup>21)</sup> Die [eingeklammerte] Stelle des Originals ist ganz rätselhaft. „v b ustěch nošase sbork s čicis kokine so ugoul svezanu“ (im Munde trug sbork mit čicis kokine mit ugoul gebunden). J. Ohienko, Kostjantyn i Melodij, jich žyttja ta dijalnist (Konstantin und Method, ihr Leben und Wirken) Teil I [Istorija cerkovnoslovjanskoi movy] (Geschichte der kirchenslavischen Sprache) Bd. I. Warschau 1927. S. 312.

<sup>22)</sup> Nach Chra br s Apologie hat Zyrill sein Alphabet aus 38 Buchstaben zusammengestellt.

Gewande ein Inhalt, der den anderen Nachrichten durchaus entspricht.<sup>23)</sup> Neben diesen ausführlichen Nachrichten über die Entstehung der altkirchenslawischen Schrift, fallen andere knappe einsilbige Erwägungen über die „Erfindung“ dieser Schrift durch Zyrill weniger ins Gewicht, da sich solche Quellen mit näheren Umständen dieser Erfindung nicht befassen. Die oben angeführten drei Quellen, von denen wenigstens die Vita Methodii (in der ausdrücklich von „Büchern“ die Rede ist) im Lichte der historischen Kritik einen hohen Objektivitätswert bewiesen hat,<sup>24)</sup> lassen die Anknüpfung der glagolitischen Schrift an lateinische vorkarolingische Schriftarten einerseits und an die Person Zyrills andererseits als möglich erscheinen. Diese Zeugnisse dürften gleichzeitig auch darauf hinweisen, daß es durchaus nicht kritisch sein muß, alles, was mit der glagolitischen Schrift zu tun hat, von der Person Zyrills als erste Quelle abzuleiten. Denn sollte Zyrill in der Tat etwas schon Vorhandenes, Schriftliches bei seiner Redaktion des altkirchenslawischen Alphabets als Unterlage gehabt haben, so dürften diese Vorlageelemente im fertigen Schriftprodukt Zyrills nachweisbar sein. Es ist möglich, daß manches, was man auf der Projektionsfläche der Zyrillo-methodianischen Zeit zu sehen gewohnt ist, ein Abbild tieferer zeitlicher Schichten darstellt. Man hat in den ältesten glagolitischen Denkmälern lateinische Vulgata-Stellen entdeckt, die man jedoch so zu erklären versucht, als ob die Uebersetzung griechischer Texte (wohlbemerkt in griechischer Kultursphäre!) auf Grund lateinischer Vorlagen ausgebeßert wären.<sup>25)</sup> Können es nicht vielmehr die nicht ganz ausgetilgten Stellen

<sup>23)</sup> Gelegentlich wurde diese Legende auch für ein tatsächliches Werk Zyrills-Konstantins gehalten. (Билбасов). Literatur: Охиенко, Костянтин і Методій I, а. а. Д. С. 313.

<sup>24)</sup> Die Glaubwürdigkeit der Nachrichten dieser Quelle wurde durch die Entdeckung der päpstlichen Regesten in England (Brit. Mus. Nr. 8873) bestätigt. Literatur der Frage bei J. Охиенко, Костянтин і Методій їх життя та діяльність. (Konstantin und Method, ihr Leben und Wirken) Teil II. [Studien zur ukrainischen Grammatik Buch IV] Warschau 1928 S. 295 ff. (296—298).

<sup>25)</sup> Zu der Frage der lat. Elemente in altslavischen Evangelien. В. Богорѣлов, Из наблуденій в області дrevneslavjanskoj perevodnoj literatury. I. Latinskoe vlianie v perevodě Evangelija. (Aus den Beobachtungen auf dem Gebiete altslawischer Uebersetzungsliteratur. I. Lateinische Einflüsse in der Uebersetzung des Evangeliums) [Sborník Filozofické Fakulty univ. Komenského v Bratislavě] III. (1925), S. 207—216 gibt weit über 100 Stellen an, die er als nicht erschöpfend betrachtet.

J. Bajš, Jaký vliv měla latinská Vulgáta na staroslovanský překlad evangelij (Welchen Einfluß die Vulgata auf altkirchenslawische Evangeliumübersetzung hatte) [Slavia V, 1926—27] S. 158—162. Versuch einer Widerlegung der Resultate von Богорѣлов.

J. Bajš, Byzantská recenze a evangelijni kodexy staroslověnské (Byzantinische Texte und altslavische Evangeliumcodices). [Byzantinoslavica I, 1929, S. 1—9; IV, 1932, S. 1—10]. B. läßt hier nur wenige lat. Stellen gelten.

gewisser früherer lateinisch=slawischer Uebersetzungen sein, die trotz der Uebearbeitung auf Grund griechischer Texte auf dem neuen griechisch=slawischen Boden übrig geblieben sind? Von hier aus dürfte die Verständlichkeit der Tatsache, warum sich diese „griechisch“=slawischen Texte sprachlich so sehr an die lateinisch=kroatischen Texte des römisch=katholischen Ritus anschließen, gerade nicht erschwert werden. Man begegnet in den ältesten glagolitischen Texten mehreren germanischen Sprachelementen.<sup>26)</sup> Für sie eine schriftliche Vorlage zu fordern wäre wenig aussichtsreich. Jedoch die Beichtordnung des glagolitischen Euchologium Sinaiticum geht eine so innige Verbindung mit der zur Zeit Karls des Großen beliebten Literatur ein, daß man, ob mit oder gegen Ueberzeugung, an die Möglichkeit einer frühen westlichen, auch schriftlichen Beeinflussung des glagolitischen Schrifttums denken muß. Wie weit solche westliche Grundlagen schon die ersten Schritte der glagolitischen Schrift bestimmt haben, wird man lediglich auf Grund solcher Verbindungen zwischen glagolitischen und westlichen Texten nicht leicht entscheiden können.

Die Analyse des Euchologium Sinaiticum zeigt aber z. B., daß zwischen ihm und den Freisinger Denkmälern (den ältesten lateinisch geschriebenen slawischen Texten), wie auch zwischen den Sankt-Emmeraner altbayrischen Beichtformeln ein Zusammenhang besteht.<sup>27)</sup> Dieser ganze althochdeutsch=altslawische Komplex von Gebetsformeln geht letzten Endes auf lateinische

<sup>25)</sup> ff. N. van Wijt, Eine Vulgatalesart im slawischen Evangelium (Mat. XIII, 48)? [Byzantinoslavica III, 1931, S. 89—91. Ein weiterer Hinweis.

St. Stoński, O rzekomym wpływie łacińskiej Vulgaty na starosłowiański przekład ewangelji. (Ueber den vermeintlichen Einfluß der lateinischen Vulgata auf altslawische Uebersetzung des Evangelium). [Slavia VI, 1927], S. 246—264. „„scheint mir — daß die Uebereinstimmungen mit lateinischer Vulgata als verhältnismäßig unzahlreich nichts beweisen. .“ (S. 264) — Sonstige Literatur bei G. A. Filjinskij — Bibliographie a. a. D. § 132. S. 119 ff.

<sup>26)</sup> Neuerdings diesbezügliche Worterklärungen von R. Nahtigal, Starocerkvenoslovanske študije. (Mikirchenlavische Studien) [Razprave znanstv. Društva v Ljubljani 15. Filol.-lingv. odsek 3]. Laibach 1936.

A. Stender-Petersen, Slavisch-germanische Lehnwortkunde [Göteborgs Kungl. Vetenskaps- och Vitterhets-Samhälles Handlingar], 4. Fg. Bd. 31, 4. Göteborg 1927. S-P. zieht erstaunlicherweise in seinem großen Werke (XXIV + 573 S.) bei arianischen Anknüpfungen, die ganze Frage der arianischen langobardisch=slawischen Nachbarschaft nicht in Betracht.

<sup>27)</sup> Die Analyse, die zumeist auf Untersuchungen von B. Vondráf, Frisinské Památky (Freisinger Denkmäler) Prag 1896 beruht, wurde in der letzten Zeit eingehend einer neuen Bearbeitung durch J. Grafenauer Karolínška Katehesa ter izvor brižinskih spomenikov in čina nadb ispovedajaštím se (Karolingische Katechese und Ursprung der Freisinger Denkmäler und der glagolitischen Beichtformel), [Razpr. Znanstv. Društva v Ljubljani 13. Filol.-lingv. odsek 2] Ljubljana 1936, unterzogen Vgl. auch B. Jagić, Entstehungsgeschichte a. a. D. S. 422 ff.

Vorbilder<sup>28)</sup> des Egbert von York (†766) und Alkuin zurück.<sup>29)</sup> Die ursprüngliche Form diesbezüglicher deutscher Gebete verknüpft man mit der Abtei von Lorsch. Uns liefert aber eine wohl zu Lorsch gehörige lateinische Unzialschrift des 8. Jh.s den besten bis jetzt gefundenen Beleg für die Verknüpfung des schwer deutbaren glagolitischen b-Zeichens mit dem lateinischen B. Wenn auch solchen gelegentlichen, dazu nicht ganz gesicherten geographischen Verbindungen kein allzu großer Wert beigelegt werden dürfte, so kann sich doch in einem solchen losen Gliede einer großen verlorengegangenen Kette von ineinandergreifenden Schriftschulen des Frühmittelalters unter Umständen bzw. im weiteren Sinne, auch ein geographischer Hinweis verbergen. Die meisten anderen paläographischen Merkmale weisen auf Norditalien oder den Fränkischen Kulturkreis hin.<sup>30)</sup> Es fragt sich, wie die Kursiv-Schriften im slawisch besiedelten Sprengel der Aquilejer Einflusssphäre und den benachbarten Gebieten aussehen konnten, bevor Karl der Große im Feldlager nach der Unterwerfung der Awaren die Einflusssphäre zwischen Aquileja und Salzburg regelte. War nicht die Christianisierung der Slawen um diese Zeit vom Westen her schon längst im Gange? Hat man um jeden Preis vermeiden wollen, eine Beichtformel, ein Glaubensbekenntnis, ein Gebet oder einen Teil des Evangeliums wenigstens für den Gebrauch des Priesters selbst mit lateinischen Buchstaben in slawischer Sprache zu schreiben? Mit gewisser Vorsicht könnte man natürlich getrost eine solche Tatsache als diskutierbar annehmen, wie auch mit einer Möglichkeit rechnen, daß solche Schriftstücke in den Besitz der sich vorbereitenden slawischen Mission in Griechenland gelangen konnten. Wir besitzen jedoch vor allem die Apologie Chrabrs, eine weitere, äußerst wichtige Quelle zur Erkenntnis der Schriftanfänge bei den Slawen, in der der Verfasser ausdrücklich betont, daß die Slawen vor Cyrill und Method nach dem Uebertritt zum Christentum sich der römischen und griechischen Schrift ohne ein besonders gut ausgebildetes Schriftsystem („bez ustroenia“) bedienten.<sup>31)</sup> Die Reihenfolge römisch—griechisch stammt von Chrabr selbst. Faßt man diese „römische Schrift“ Chrabrs ins Auge, verlegt man sie in die geschichtliche Zeit der westlichen Christianisierung der Slawen vor

<sup>28)</sup> Außer der Beichtformel gibt es im Euchologium andere Texte, die auf lateinische Quelle zurückgehen. Z. B. Blatt 102 a bis 105 b: Zapovědi svętyzъ otъbo o pokaanbi razboë i o v'semb grësë (Die Gebote der heiligen Väter über Buße, Räuberei und über jede Sünde). N. van Wijk, Zur Vorgeschichte zweier altkirchenslawischer Sprachdenkmäler; II Euchologium Sinaiticum, *UsslBh* 40, 1925—1926, S. 272.

<sup>29)</sup> J. Grafenauer, a. a. O. S. 16—17, 113.

<sup>30)</sup> Belege bei Besprechung einzelner Buchstaben.

<sup>31)</sup> „krъstivše že sę, rimskami i grъbъ'skymi pismeny nqzdaachq sę slovęnsky rěč' bez' ustroenia“ nach bulgarischer Handschrift aus d. J. 1348. Herausg. v. B. Jagić in *Razsuždenija* a. a. O. S. 297.

M-Z	Glagolitische Buchst. ält. Art.	Lateinische vorkarolingische Kursivbuchstaben (zumeist 7. u. 8. Jh.)	Nicht-kursive latein. Buchst. derselben Zeit.
M			
N			
O			
P			
Q			
R			
S			
S(Z) Dz			
T			
V			
X			
Y			
Z			





dem Hineinbeziehen der südwestslawischen Welt in den imperialen Aufbau Karls des Großen, so wird man auf die lateinische Schriftwelt zurückgeführt, dieselbe, aus der wir letzten Endes unsere Belege für glagolitische Angleichungen schöpfen. Denn erst die karolingische Epoche hat eine neue klare Formenwelt in den lateinischen Schriften durchgesetzt. Wenn auch die Fragen und Hinweise keine Erkenntnisse sind, so darf man kaum außer Acht lassen, daß durch besonders orientierte Fragen ganze Jahrzehnte der wissenschaftlichen Forschung, wie etwa beim Erforschen des glagolitischen Problems im Anschluß an die griechische Minuskelschrift, bestimmt wurden. Allerdings darf auch bei unserer Fragestellung die schicksalsmäßige Gebundenheit des glagolitischen Schrifttums an die griechische Welt nicht außer Acht gelassen werden. Die Frage des Fortlebens des glagolitischen Schrifttums wie auch ihres anfänglichen Verbreitungsgebietes ist jedoch mit der Frage nach dem Ursprung dieser Schrift nicht identisch. Nicht außer Acht darf ferner gelassen werden, daß sich in kroatischen Ländern in der lateinischen kirchlichen Tradition glagolitische Schrift in ununterbrochener nationaler Pflege bis heute erhält und daß päpstliche Schreiben aus dem 13. Jh. uns überliefern, daß damals der Glaube bei den Kroaten vorhanden war, daß diese Schrift sogar auf den hl. Hieronymus zurückgeht.<sup>32)</sup> Diese Nachricht als unbrauchbar über Bord zu werfen ist genau so wenig kritisch, als zu glauben, daß tatsächlich der hl. Hieronymus selbst der Verfasser der Glagolica ist.

Ein Komplex von weiteren Fragen will in den Rahmen dieser Untersuchung hineingearbeitet werden. Vor zehn Jahren hat z. B. E. Mohlberg in einer groß angelegten Arbeit den Nachweis erbracht, daß die „Kiever Blätter“ (paläographisch das altertümlichste glagolitische Denkmal) die ursprünglichste Form des Missale des Papstes Gregor des Großen darstellen.<sup>33)</sup> Wir wollen die Fragen auf sich beruhen lassen, ob es das richtigste ist, wenn man das Erscheinen dieser altertümlichsten Gestalt des gregorianischen Messbuches aus der Wende des 6. und 7. Jh.s als slawische Uebersetzung, erst rund 250 Jahre nach dem Fertigstellen des ursprünglichen lateinischen Originals, also in der Zyrillo-methodianischen Zeit gelten läßt, oder ob man diese lateinisch-slawische Messe als die Messe des Zyrill auf dem mährischen

<sup>32)</sup> Tabularium Vaticanum, Regesta Innocentii IV Nr. 22 S. 124; Anno IX ep. 96. Cfr. Theiner, Monumenta Slav. Meridion. I, 79. Potthast, Reg. Pont. Roman. sc. 14485. Lucas Jelić, Fontes historici liturgiae glagolitoromanae a XIII ad XIX saeculum, Vegllae 1896, S. 9.

<sup>33)</sup> E. Mohlberg, Il messale glagolitico di Kiew (Sec. IX) ed il suo prototipo romano del sec. VI—VII (Das glagolitische Missale von Kiew [IX. Jh.] und sein römisches Prototyp des 6.—7. Jh.) [Atti della Pontificia Accademia Romana di Archeologia (Serie III), Memorie, volume II] Rom, 1928 S. 207—322. Taf. XXXII—XL.

Boden ansehen kann.<sup>34)</sup> Da solche Annahmen, wenn auch unter Umständen möglich, so doch keine evident bewiesene Wahrheiten sind, soll die Frage der Herkunft der Kiever Blätter am besten offen gelassen werden, um den nach Westen weisenden Weg nicht unbedingt über den konstantinopolitanisch-mazedonischen umleiten zu müssen. Auch von anderen Seiten tauchen aus dem Hintergrund des geschichtlichen Lebens Anzeichen auf, die mit großer Beredsamkeit die Möglichkeit einer Anknüpfung der ältesten slawischen Schrift an den westlichen Kulturkreis glaubhaft und berechtigt erscheinen lassen.<sup>35)</sup> Es ist unbedingt notwendig, sich die jahrhundertelangen Berührungspunkte der Slawen mit der westlichen kontinentalen germanisch-lateinischen Welt, sogar mit Hineinbeziehung der irisch-angelsächsischen Missionstätigkeit, zu vergegenwärtigen, um den uns begegnenden Tatsachen gerecht zu werden. Daß die Fragen dadurch unter Umständen komplizierter vor uns dastehen müssen, als wenn man sie auf Grund von aprioristisch vereinfachten Geschichtsbildern vor sich hätte, liegt nicht am Gefallen, das Komplizierte heraufzubeschwören, sondern an den mannigfaltigen Wegen des geschichtlichen Lebens selbst.

Diese Arbeit will nicht so sehr im weiteren Sinne auf „Lösungen“ oder Berichtigungen verschiedener Stellungnahmen hinausgehen, als vielmehr einen Beitrag zu der Klärung kultureller Zusammenhänge liefern, dessen Ergebnis auf der Beobachtung und dem Vertrauen zu dem Beobachteten beruhen soll. Die Hauptaufmerksamkeit wird, wie schon erwähnt, sich zuerst dem paläographischen Tatbestand zuwenden müssen. Die paläographischen Ergebnisse sind als vorläufig gebotenes Material zu werten. Es hatten sich im Laufe der Untersuchung Wege angebahnt, auf denen man voraussichtlich zu noch besseren Belegen und Verknüpfungen gelangen könnte. Bedauerlicherweise konnte ich manche für die Fragestellung dringend notwendige Handschriften und Sammlungen nicht zu Gesicht bekommen.

Das hier angeschnittene glagolitische Problem muß vielleicht zwangsläufig auch die kyrillisch geschriebenen altslawischen Quellen in seinen Bann-

<sup>34)</sup> E. Mohlberg, *Il messale a. a. D.* S. 282. Sonst im Werk von Mohlberg zahlreiche Literaturangaben.

<sup>35)</sup> Unter anderem die merkwürdige Tatsache, daß eine größere Anzahl von lateinischen kirchlichen Ausdrücken das östliche slawische Christentum beherrschen. Als ein anderes bezeichnendes Merkmal sei z. B. erwähnt, daß alle slawischen Völker mit östlich-byzantinischem Ritus das „Vaterunser“-Gebet nach lateinischer hieronymischer Vulgata-lesart bis auf den heutigen Tag beten. Statt „Unser tägliches Brot gib uns heute“ wird „unser übernatürliches (nasuščnij) Brot gib uns heute“ gesprochen. Dieselbe Lesart befindet sich z. B. auch in der Prachthandschrift Karls des Kahlen, in dem sog. Codex aureus des IX. Jh.s, jetzt in München früher in Regensburg, also in einem der Vorposten des westlichen Christentums gegen den slawischen Osten aufbewahrt.

freis hineinziehen. Denn in kyrillischen Denkmälern sind Texte überliefert, die ursprünglich glagolitisch geschrieben sein müssen und als solche verlorengegangen sind. Ich denke z. B. an verschiedene lateinische Grundlagen der alttestamentlichen Bücher der byzantinoslawischen Kirche. Ganze Teile des Alten Testaments beruhen ganz oder teilweise auf lateinischen Grundlagen.<sup>35a)</sup> Angenommen, man hält die Behauptung, Method habe in Mähren während seiner Missionstätigkeit gewisse lateinische oder deutsche Sprachelemente von deutschen Predigern auf dem Wege mündlicher Ueberlieferung in die slawische Liturgiesprache eingeführt, für richtig<sup>35b)</sup>: Ist es in einem solchen Fall nicht minder folgerichtig, von einer sprachlichen Schulung irgendwo auf der lateinisch=slawisch=germanischen Berührungsfläche zu reden, indem man vor allem an eine Art von klösterlicher Missionsvorbildung zu denken hätte? Wir können die verwehten Spuren des damaligen Missionslebens diesbezüglich nicht mehr ans Licht bringen. Aber können nicht etwa die Nachrichten, die uns die „*Conversio*“ von einer weitausgreifenden Missionstätigkeit des Salzburger Sprengels unter den Slawen übermitteln und die tief in das 8. Jh. zurückreicht (also lange bevor vom Balkan her Method seine griechisch=slawische Glaubensbotschaft brachte), die berechtigte Schlußfolgerung gestatten, daß nicht unbedingt alles, was in dieser westlichen Mission bei den Slawen als mitteilungswürdig erschien, nur auf Grund mündlicher Ueberlieferung geschehen mußte? Uns geht es wirklich nicht darum, gewisse Tatsachen wie etwa die der in lateinischen Buchstaben aufgeschriebenen slawischen Texte in die Lücken der geschichtlichen Ueberlieferung hineinzupostulieren — obwohl uns Ehrabr darüber unterrichtet — uns kommt es darauf an, weniger beachtete Zusammenhänge aufzuzeigen, die umso wichtiger sind, als sie bisher vielleicht zu wenig Beachtung fanden.

## 1.

### Glagolitische Buchstaben in ihrem Verhältnis zu dem lateinischen A B C.

Wir wollen uns der Betrachtung einzelner Buchstaben zuwenden. Zur Grundlage wurde die Reihenfolge des lateinischen Alphabets genommen. Das lateinische Alphabet enthält um etwa 14—16 Buchstaben weniger als

<sup>35a)</sup> B. Jagić, Entstehungsgeschichte a. a. O. z. B. S. 466. „Der Tobias text beruht ganz auf lateinischer Vorlage und ist eben darum sehr belehrend, nach der sprachlichen Seite“ . . . . „Vom Buche Judith gilt dasselbe, es ist Uebersetzung aus dem lateinischen . . .“; Analyse der lateinischen Elemente im Psalter S. 248 ff., anderer Teile des alten Testaments S. 422 ff.

<sup>35b)</sup> B. Jagić, Entstehungsgeschichte S. 249 (betreffs der lateinischen Stellen im Psalter insbesondere im glagolitischen Psalt. Sinait.). In späteren kyrillischen Handschriften werden diese lateinischen Stellen immer seltener!

das glagolitische. Es wird zunächst zu zeigen sein, wie sich die lateinischen Buchstabenformen zu den ihnen lautlich entsprechenden Zeichen des glagolitischen Alphabets verhalten. Jeder lateinische Beleg auf der Tafel I und II ist mit genauen Stellenangaben versehen, um von vornherein der Unkontrollierbarkeit dieser Belege entgegenzuwirken. Der Uebersichtlichkeit halber wurden diese Angaben in einer besonderen Abteilung zusammengefaßt.

A. Am Anfang des glagolitischen Alphabets steht dieser Buchstabe als ein schwer zu klärendes Zeichen, gleichsam als Sinnbild des Rätselhaften, das sich über das ganze Alphabet gelagert hatte. Die Form ist wenig veränderlich. Sie besteht grundsätzlich aus zwei kreuzförmig angeordneten Strichen. An den Enden des Querbalkens befinden sich zwei, sei es kürzere, sei es längere Striche. Der Strich am linken Arm ist oft länger als der am rechten. Diese herabhängenden Striche sind in den altertümlicheren Formen, wie etwa in den Kiever Blättern, kurz, sodaß der Buchstabe hier eine entschiedene Kreuzform aufweist. Auch fehlt hier gelegentlich der herabhängende Ansatz am rechten Arm überhaupt (Taf. I glagol. A Nr. 2). Die drei letzten glagolitischen a-Zeichen der Tafel I mögen den Umfang der Veränderungen andeuten.<sup>36)</sup> Man versuchte das Zeichen aus verschiedensten Quellen abzuleiten. An Runenzeichen dachte Šafařík, an griechische Gemmenzeichen oder an ein phönizisches a-Zeichen Šafařík, Rački, Placentini. Insbesondere wurde auch ein verwandtes Zeichen auf den Gemmen der Basilidianer<sup>37)</sup> aus dem 2. Jh. n. Chr. herangezogen. Aus dem Georgischen versuchte die Ableitung Abicht<sup>38)</sup> und vor ihm schon Gaster.<sup>39)</sup> Die hier als Vergleich in Frage kommenden zwei georgischen a und k, die eine geringe Ähnlichkeit mit entsprechenden glagolitischen Buchstaben haben, erschienen Jagić<sup>40)</sup> unzulänglich, um eine Vorstellung von der Abhängigkeit des glagolitischen Alphabets vom georgischen auf-

<sup>36)</sup> Paläographische Zusammenstellung des glagolitischen a bei Jagić, Enciklopedija III. S. 183; Bajs, Rukovět, S. 77.

<sup>37)</sup> Basilides, um 120 in Alexandria Begründer einer gnostischen Sekte. Lit. bei Paulh-Wissowa RE, Neue Bearb. III. S. 46, 47. Grigorovič und Šafařík verglichen vor allem nur das von Montfaucon in seiner Palaeographia graeca auf Seite 336 Abb. 11. (nicht auf S. 366 wie bei Geitler — Alban. u. Slav. Schr. S. 91 angegeben wird!) abgebildete Zeichen. Vgl. auch daselbst Tafel auf der Seite 180.

<sup>38)</sup> R. Abicht, Ist die Ähnlichkeit des glagolitischen mit dem grusinischen Alphabet Zufall? Leipzig 1895.

<sup>39)</sup> M. Gaster, Greeko-Slavonic. Ilchester lectures on gr.-slav. Literature. London 1887.

<sup>40)</sup> Enciklopedija III. S. 102.

kommen zu lassen.<sup>41)</sup> Taylor zog die von Wattenbach<sup>42)</sup> hervorgehobene Kreuzform eines griechischen kursiven a heraus. Diese Form verschwand aber aus den weiteren Ausgaben des Wattenbachschen Werkes und überhaupt aus der Diskussion auch jener Slawisten, die auf Taylor weiterbauten und eine Abhängigkeit des glagolitischen Alphabets vom griechischen vertraten. Als Ersatz für Taylors griechische Kursivzeichen kam der geschwungene Duktus eines a der griechischen Minuskel des 8.—10. Jh.s (Taf. I bei A). Nur Běljajev hat noch einmal im Anschluß an Taylor ein kreuzförmiges α in seine, übrigens primitiv gezeichnete, Tafel eingefügt. Mit runden Vorformen ließ sich bei unserem Buchstaben wenig anfangen. Darum schwebte auch Jagić die Möglichkeit vor, das glagolitische a könnte seine Entstehung dem griechischen Kürzungszeichen für a, welches aus einem waagerechten Strich zwischen zwei übereinanderliegenden Punkten besteht (÷), verdanken.<sup>43)</sup> Vor allem aber gibt es weder im 9. noch auch in früheren Jahrhunderten irgendein griechisches kreuzartiges kursives a. Letzten Endes nimmt man für die Grundlage des glagolitischen a-Buchstabens ein richtiges Kreuzzeichen an. Solche Kreuze lassen sich auch überall in den Handschriften christlichen Inhalts in großer Fülle aufweisen (Grunskij, v. Miller, Bajš u. a.).<sup>44)</sup> Dem glagolitischen a als Kreuzzeichen wurde zuletzt von D. Gerhardt im vorigen Hest der vorliegenden Zeitschrift eine Sonderabhandlung (S. 180 ff.) gewidmet.

Aus lateinischen Schriftformen des 5. Jh.s brachte Wessely mehrere a-Formen (Taf. III 1, unter Wessely), die einer gewissen Ähnlichkeit mit dem glagolitischen a nicht entbehren, jedoch infolge des gesamten, aus späteren Jahrhunderten hier herangezogenen Materials nicht als unmittelbar in Frage kommende Zeichen angesehen werden dürfen. Die kursiven a-Buchstaben der jüngeren lateinischen Alphabete sind aber nicht von einer kreuzesähnlichen Form. Das einzige Merkmal, welches das kursive a etwa des langobardischen Gebietes aus dem 8. Jh. mit dem glagolitischen a teilen könnte, ist die Eckigkeit dieser Buchstaben. Die lateinischen

<sup>41)</sup> Ich habe den Eindruck, daß die „Ähnlichkeit“ des georgischen Buchstabens k darauf beruht, daß der Buchstabe k seit Urzeiten in verschiedenen Alphabeten die ihren Ursprung letzten Endes in der Kulturwelt des altorientalischen Geschichtsraumes haben, eine Verwandtschaft der Formen aufweist. In den alten südarabischen Steininschriften, wie auch in klassischen, vor- und nachklassischen Schriftarten vermochte sich das k mit einer bemerkenswerten Beharrlichkeit im Bereich gewisser Formverwandtschaft zu behaupten.

<sup>42)</sup> Einleitung in die griech. Paläographie. I. Aufl. Vgl. Anm. 3, 4.

<sup>43)</sup> Jagić. Enciklopedija III. S. 96. Diese Kürzung für α dachte sich Wattenbach (a. a. O. Lithogr. S. 2) als aus dem „kreuzartigen“ α entstanden.

<sup>44)</sup> Bajš, Rukovět' S. 61.

a-Buchstaben dieses Zeitalters sind die edigsten Gebilde des ganzen Alphabets (Taf. I, A, Nr. 1—8). Nichtsdestoweniger greifen wir einige lateinische Majuskelbuchstaben heraus, um eine immerhin mögliche Verwandtschaft zwischen diesen lateinischen Großbuchstaben und den glagolitischen a-Zeichen vor Augen zu führen. Es wäre vorstellbar, daß diese Formen den Ausgangspunkt bei dem Entwurf des glagolitischen a gebildet haben. (Taf. I, A das erste Zeichen in der lateinischen Abteilung). Man muß einen solchen Großbuchstaben nur durch einen Strich nach rechts in der Richtung des schon vorhandenen linken Querstrichs ergänzen, um zum glagolitischen Buchstaben zu gelangen. Der Vergleich solcher lateinischer Buchstaben (Taf. I, A 11, 13) mit glagolitischen a-Formen ohne rechten Strichansatz (Taf. I, A glagolitischer Buchstabe Nr. 2) bekräftigt im besonderen Maße diese Verwandtschaft.

Das wesentliche am glagolitischen a-Buchstaben ist jedoch die Kreuzesform. Durch unsere lateinischen A-Buchstaben haben wir eine Möglichkeit gefunden, die lautliche Entsprechung und die kreuzartige Form in einen nahen Abstand zu bringen. Daß der glagolitische a-Buchstabe als ein Kreuzzeichen gedacht wurde, scheint nicht nur der Umstand zu erweisen, daß man ein solches Kreuz an der Spitze des Alphabets als Bekenntnis-Symbol sehen wollte (vgl. Anm. 44), sondern es gibt noch einen greifbareren Grund, der eine solche Wahrscheinlichkeit oder Möglichkeit bekräftigt. Auf Schritt und Tritt begegnet man in frühmittelalterlichen Urkunden sowohl einzelnen Namen wie auch langen Reihen von Unterschriften, die durch Kreuzeszeichen begleitet werden, denen erst der eigentliche Namenszug folgt. Solchen Unterschriften geht des öfteren das Fürwort „ich“ — lateinisch ego — voran. Merkwürdigerweise heißt aber auch der uns hier angehende glagolitische a-Buchstabe „az“, was in der Sprache der glagolitischen Denkmäler „ich“ bedeutet. Die Kreuzzeichen, geknüpft an das Wort ego = ich, finden sich in den lateinischen Dokumenten als unzertrennliche Bekenntnisform hundertfach. Das Wort az = ich bildet als Kreuzzeichen das glagolitische a. Man muß daher die Möglichkeit, daß der glagolitische Buchstabe ein beabsichtigtes Kreuzzeichen ist, auf alle Fälle zulassen, umsomehr als eine solche Verwendung des ich-bezogenen Kreuzzeichens gerade unter den Mönchen und Geistlichen des frühen Mittelalters, als verbreitete Sitte nachweisbar ist, wie dies z. B. die Professlisten beweisen. Die Kreuzformen bei solchen ego-Unterschriften sind öfter dem glagolitischen a-Buchstaben sehr nahe verwandt.<sup>45)</sup> Insbesondere werden auch die herabhängenden Ansätze an dem Querbalken des Kreuzzeichens bei den Unterschriftskreuzen gelegentlich sehr ähnlich wie bei dem glagolitischen

<sup>45)</sup> Paul M. Krieg, Das Professbuch der Abtei St. Gallen. Augsburg 1931. Professliste von Andomarus (720—759).

a gebildet.<sup>46)</sup> Nicht nur in der lateinischen Sprache;<sup>47)</sup> auch die Goten pflegten ihre Unterschriften mit einem Kreuz anzufangen, um gleich darauf ein „ik“ zu setzen, wie es uns die Neapolitaner Urkunde mit gotischen Unterschriften aus der gotischen Anastasia-Kirche in Ravenna beweist.<sup>48)</sup> Eine Kreuzform in der Art des glagolitischen Buchstabens weist auch die gewöhnlich in das Jahr 980 gesetzte und gelegentlich als ältestes kyrilisches Schriftdenkmal angesehenen Unterschrift des Jeromonach Makarij, Igumen des Klosters Zographos auf dem Berg Athos, auf.<sup>49)</sup> Falls also die Kreuzesform als solche dem glagolitischen Buchstaben eigen sein sollte, brauchte man — so könnte es scheinen — in einem solchen Fall die Anlehnung an eine Buchstabenvorlage kaum in Erwägung ziehen. Aber gerade darum muß uns der so nah an Kreuzesform gemahnende lateinische A-Buchstabe als ein wichtiger Vermittler erscheinen, mit dessen Hilfe man auf den Gedanken einer solchen Buchstabengestaltung verfallen könnte. In diesem Sinne hat der paläographische Zusammenhang zwischen dem glagolitischen und lateinischen A-Zeichen seinen Wert. Vielleicht braucht man in unserem Fall nicht unbedingt zu einem Majuskelbuchstaben zu greifen. Einen kursiven Buchstaben hat L. Geitler<sup>50)</sup> aufgezeigt.<sup>51)</sup> Uebrigens nahm er ähnlich wie nach ihm Wessely (a. a. O.) eine alte kreuzartige römische Form an. Unsere Beispiele gehören in dieselbe Zeit, aus der wir die meisten anderen lateinischen Buchstaben als beste Vergleichsbelege herangezogen haben. Schließlich sei noch erwähnt, daß auf einem rätselhaften Alphabet des Cod. Vatican. 266 fol. membr. der Buchstabe a auch die Form eines, allerdings zweiarmigen, Kreuzes hat.<sup>52)</sup> Ein Buchstabe dieses Alphabets wird uns weiter unten in einem anderen Zusammenhang begegnen.

<sup>46)</sup> „Studi e Testi“ 36, Taf. I, 1. (8. Jh.).

<sup>47)</sup> Z. B. auf einem Synodalbeschuß, Urkunde aus Canterbury a. d. J. 803. Steffens, 100 Tafeln. . . Freiburg-Stuttgart 1905. Taf. 41.

<sup>48)</sup> H. J. Maßmann. Die Gotischen Urkunden von Neapel und Arezzo, Wien 1838. Zeilen: 89, 95, 138. desgl. latein. Zeilen 99, 109, 121.

<sup>49)</sup> J. Dhienko, Povstvanja azbuky j literaturnoji movy v slov'jan. Žovkva 1938. S. 190 Abb. 49. Hier folgt allerdings kein „az“ hinter dem Kreuzzeichen.

<sup>50)</sup> Die Albanesischen und Slavischen Schriften. S. 91.

<sup>51)</sup> Bibel aus d. J. 750—850. In der Unterschrift des Bischofs Victor von Capua nach Maßmann, Libellus aurarius. S. 51.

<sup>52)</sup> J. H. Galle, Altsächsische Sprachdenkmäler, Taf. XI, b. Leiden 1895. Ein Kreuzzeichen, welches am Anfange der mittelalterlichen ABC stehen sollte und auf welches Prof. Wajš in seinem Rukovět' S. 59, Anmerk. 7 hinweist, ist kein Kreuzzeichen an „der Spitze des Alphabets“, sondern ein solches vor einem Text. Das ABC wird hier wohl in übertragenem Sinne zu verstehen sein. Das Kreuzzeichen vor dem Text und in derselben Zeile kommt oft vor. Vgl. z. B. Homilien, Rom. Vat. lat 3835 + 3836, bei Zimmermann, Vorkarolingische Miniaturen I. Taf. 33.

B. Die lateinischen kursiven Formen, die sonst leicht an den größten Teil der anderen glagolitischen Buchstaben als ihre Vorlage herangezogen werden können, widersprechen auch bei dem Buchstaben b auf das unterschiedenste. Bei näherer Betrachtung wird allerdings der Grund für ein solches Verhalten ersichtlich. Der lateinische kursive Buchstabe b, (Taf. I, B Nr. 1, 2) hat eine merkwürdig verwandte Form mit dem kursiven d (Taf. I, D Nr. 1—10). Da man den glagol. Buchstaben d aus einem kursiven lateinischen d-Buchstaben — wie weiter unten gezeigt wird — durch eine Hinzufügung der zweiten Rundung herstellte, konnte dasselbe Verfahren nicht auch beim lat. kursiven b zur Anwendung gebracht werden, da man sonst zum identischen Zeichen für b und d gelangt wäre. Die lateinische kursive Form für b mußte also höchstwahrscheinlich wegen dieser Ähnlichkeit mit dem d ausscheiden. Die beiden lat. kursiven Buchstaben b und d wurden nicht nur im 8. Jh. so auffallend symmetrisch verwandt, sie waren noch viel identischer etwa im 6. Jh., wie die Beispiele der Taf. I, B. Nr. 3, 4, 5 und 3', 4', 5' beweisen. Wenn also die Schriftschule der zuletzt genannten Buchstaben im 8. Jh. noch ihre Ausläufer gehabt hätte, würde man in einem solchen Falle auch höchstwahrscheinlich bei eindeutiger Neuformung der Buchstaben auf eines dieser beiden Zeichen verzichten müssen. Die eigenartige Form des glagolitischen b (Taf. I, B) widersezte sich bis jetzt der Einordnung und Klärung. Die beste Möglichkeit der Klärung des Ursprungs dieses Buchstabens schien Jagić vorgeschwebt zu haben. Er dachte an eine Ligatur eines kursiven griechischen  $\mu$  mit  $\beta$ . Da die Griechen keinen b-Laut besitzen, bedienten sie sich einer Verbindung  $\mu\pi$  oder  $\mu\beta$ , um das fremde b auszudrücken.<sup>53)</sup> Allerdings ist bei seinem griechischen Vorbild der zweite Bestandteil der Ligatur graphisch fast überflüssig, denn das  $\mu$  selbst gibt eine schönere Anpassung an das glagolitische b. Dabei aber sollte der zweite Bestandteil lautlich die Hauptrolle spielen. Das scheint auch bei Jagić der Grund zu seiner Skepsis gegenüber dieser seiner eigenen Ableitung gewesen zu sein, wenn er 27 Jahre später in der Polemik mit Běljaev (der auch ein Anhänger der griechischen Abstammungstheorie war, aber dieser Ableitung wenig Glauben schenkte) sich äußerte, daß auch er froh sein würde, wenn man das glagol. b vom griech.  $\beta$  allein ableiten könnte. Den Versuch T a y l o r s (Taf. III, 2 unter Taylor), das griechische  $\beta$  allein zur Grundlage des glagolitischen Zeichens zu nehmen, lehnte jedoch Jagić mit Recht ab.<sup>54)</sup>

<sup>53)</sup> J. B. Jagić, Četyre kritiko-paleografskija stat'i. S. Petersburg 1884. S. 150.  $\epsilon\upsilon\beta\alpha\iota\nu\omega = (\epsilon)\mu\pi\alpha\iota\nu\omega =$  heno. Jagić kommt zu der Ableitung durch die Anregung Geitlers, Albanes. u. Slav. Schriften. S. 107, 110.

<sup>54)</sup> B. Jagić, Enciklopedija III. S. 96. Diese Angleichung entspricht weder lautlich noch als Bild.  $\beta$  ist grundsätzlich ein w-Laut.



		Glagolitische Buchstaben (nach Taylor und Jagić)	Griechische Kursive u. Minuskel					Latein. Buchstaben		Glagolitische Buchstaben
			Taylor	Jagic'	Bělaev	Кирилица	Conce	Wessely	Hocij	
1.	α	⊕ ⊕ ⊕ ⊕	⊕ ⊕ ⊕	α α α α	α α α α	α α α	α α α	⊕ ⊕ ⊕	⊕ ⊕ ⊕	
2.	β	⊕ ⊕ ⊕ ⊕	β β β	μ μ μ μ	β β	β β β	β β β	⊕ ⊕ ⊕	⊕ ⊕ ⊕	
3.	γ	⊕ ⊕ ⊕ ⊕	γ γ γ	γ γ γ γ	γ γ	γ γ γ γ	γ γ γ	⊕ ⊕ ⊕	⊕ ⊕ ⊕	
4.	δ	⊕ ⊕ ⊕ ⊕	δ δ δ	δ δ δ δ	δ	δ δ δ	δ δ δ	⊕ ⊕ ⊕	⊕ ⊕ ⊕	
5.	ε	⊕ ⊕ ⊕ ⊕	ε ε ε	ε ε ε ε	ε	ε ε	ε ε ε	⊕ ⊕ ⊕	⊕ ⊕ ⊕	
6.	ς	⊕ ⊕ ⊕ ⊕	ς	ς ς ς ς	ς	ς ς ς		⊕ ⊕ ⊕	⊕ ⊕ ⊕	
7.	ζ	⊕ ⊕ ⊕ ⊕	ζ ζ (ε-ς)	ζ ζ ζ ζ	ζ ζ	[ζ ζ ζ - ς ς]		⊕ ⊕ ⊕	⊕ ⊕ ⊕	
8.	η	⊕ ⊕ ⊕ ⊕	η η η η	η η η η	η		⊕ ⊕ ⊕	⊕ ⊕ ⊕	⊕ ⊕ ⊕	
9.	θ		θ θ θ θ	θ θ θ θ	θ θ	θ θ θ θ				
10.	ι	⊕ ⊕ ⊕ ⊕	ι ι ι ι	ι ι ι ι	ι	ι ι ι ι		⊕ ⊕ ⊕	⊕ ⊕ ⊕	
11.	κ	⊕ ⊕ ⊕ ⊕	κ κ κ	κ κ κ κ	κ κ κ	κ κ κ	κ κ κ	⊕ ⊕ ⊕	⊕ ⊕ ⊕	
12.	λ	⊕ ⊕ ⊕ ⊕	λ λ λ	λ λ λ λ	λ λ λ	λ λ λ	λ λ λ	⊕ ⊕ ⊕	⊕ ⊕ ⊕	
13.	μ	⊕ ⊕ ⊕ ⊕	μ μ μ	μ μ μ μ	μ μ μ μ	μ μ μ μ	μ μ μ	⊕ ⊕ ⊕	⊕ ⊕ ⊕	
14.	ν	⊕ ⊕ ⊕ ⊕	ν ν ν	ν ν ν ν	ν ν ν ν	ν ν ν ν	ν ν ν	⊕ ⊕ ⊕	⊕ ⊕ ⊕	
15.	ξ									
16.	ο	⊕ ⊕ ⊕ ⊕	ο ο ο	ο ο ο ο	ο ο ο ο	ο ο ο ο	ο ο ο ο	⊕ ⊕ ⊕	⊕ ⊕ ⊕	
17.	π	⊕ ⊕ ⊕ ⊕	π π π	π π π π	π π π	π π π π	π π π π	⊕ ⊕ ⊕	⊕ ⊕ ⊕	
18.	ρ	⊕ ⊕ ⊕ ⊕	ρ ρ ρ ρ	ρ ρ ρ ρ	ρ ρ ρ ρ	ρ ρ ρ ρ	ρ ρ ρ ρ	⊕ ⊕ ⊕	⊕ ⊕ ⊕	
19.	σ	⊕ ⊕ ⊕ ⊕	σ σ σ	σ σ σ σ	σ σ σ σ	σ σ σ σ	σ σ σ σ	⊕ ⊕ ⊕	⊕ ⊕ ⊕	
20.	τ	⊕ ⊕ ⊕ ⊕	τ τ τ	τ τ τ τ	τ τ τ	τ τ τ τ	τ τ τ τ	⊕ ⊕ ⊕	⊕ ⊕ ⊕	
21.	υ		υ υ υ υ	υ υ υ υ	υ υ υ υ	υ υ υ υ	υ υ υ υ	⊕ ⊕ ⊕	⊕ ⊕ ⊕	
22.	φ	⊕ ⊕ ⊕ ⊕	φ φ φ	φ φ φ φ	φ φ φ	φ φ φ φ		⊕ ⊕ ⊕	⊕ ⊕ ⊕	
23.	χ	⊕ ⊕ ⊕ ⊕	χ χ χ	χ χ χ χ	χ χ χ	χ χ χ	⊕ ⊕ ⊕	⊕ ⊕ ⊕	⊕ ⊕ ⊕	
24.	ψ									
25.	ω	⊕ ⊕ ⊕ ⊕	ω ω ω	ω ω ω ω	ω ω ω	ω ω ω				

Eine andere vielfach anerkannte Ableitung des glagolitischen b bezieht sich auf ein samaritanisches, im weiteren Sinne ein semitisches Zeichen überhaupt. Es handelt sich wiederum um ein Bild eines labialen m-Lautes mîn (mim), der mit anderen Labiallauten p (ph), b (bh), w gelegentlich vertauschbar ist.<sup>55)</sup> Diese von *Bondrák* herangezogene Erklärung entbehrt auch nicht eines gewissen Grundes, da das graphische Bild dieses m-Lautes dem glagolitischen b-Buchstaben zwar nur spiegelbildlich, im übrigen aber vollkommen entspricht.<sup>56)</sup> Sonst dachte man an ein palmyrisches Beth (*Načĭi*), an phönizische, hebräische, aramäische und allgemein orientalische Vorbilder, sei es im Sinne *Bondrák's*, sei es als Annäherung an eigentliche b-Zeichen dieser Alphabete (*Šafařik*, *Amfilochij*, *Grigorovič*, *Bondrák*, *Nahtigal*, *Grunskij*, *Kul'bašin*). Auch eine Kombination des semitischen Zeichens mit einer griechischen  $\mu\nu$ -Verbindung wurde vorgeschlagen (*Nahtigal*)<sup>57)</sup>. Der Versuch von *Wessely* (Taf. III, 2), den glagolitischen Buchstaben aus dem lateinischen b des 5. Jh.s abzuleiten, ist graphisch unhaltbar.

In Anbetracht der Schwierigkeit, die sich bei der Ableitung des glagolitischen b-Buchstabens vom lateinischen kursiven b ergab, schien für diesen Buchstaben keine einleuchtende Ableitungsmöglichkeit vorhanden zu sein. Es hat sich jedoch unerwartet ein Weg eröffnet, der dieses glagolitische b-Zeichen in eine große Nähe zum lateinischen Unzialen B desselben 8. Jh.s bringt, aus dem unsere meisten kursiven Belege stammen (Taf. I, B Nr. 7 und das Zeichen vorne). Es gibt gewisse lateinische unziale B-Formen, die unter Vernachlässigung des klassischen, kalligraphischen Formgefüges sich in einer besonderen Richtung entfalten, wodurch sie die Struktur des glagolitischen Buchstabens bis auf eine Einzelheit vorwegnehmen. Man muß diese lateinischen Buchstaben auf ihren formalen Aufbau genauer anschauen, um zu sehen, daß bei ihnen nur die Biegung am Ende des mittleren Querstrichs nach oben zu richten ist, um das sonderbare Gebilde des glagolitischen b-Buchstabens vollkommen fertig vor sich zu haben. Wenn aber der erwähnte Mittelstrich, statt in die Biegung einzulenken, zu einer fast geraden Linie ausgeartet ist, muß man an seinem Ende nur einen Strich nach oben hinzusetzen, um zu dem glagolitischen Buchstaben zu gelangen. Sonst entsprechen sich beide Zeichen Strich für Strich. Vor allem aber ist es sehr wichtig, daß die schreibtechnische Handhabung in beiden

<sup>55)</sup> *W. Bondrák*, Zur Frage nach Herkunft des glagolitischen Alphabets. Archiv für Slavische Philologie. Bd. 19. Berlin 1897. S. 173.

<sup>56)</sup> In Septuaginta häufig m für das hebr. b (bh), Genesis S. 127 — 128. *Bondrák* Ebda.

<sup>57)</sup> Cit. Angaben bei *Bajš*, *Rukovět* S. 61, 62; *Jagić*, Enciklopedija III. S. 183.

Fällen dieselbe ist. Um den Buchstaben schreiben zu können, muß man genau so im glagolitischen wie im lateinischen zuerst ein Winkelfeld aufzeichnen, das aus einem Abstrich als linkem Rand des Buchstabens und dem daran angeschlossen nach rechts auslaufenden Seitenstrich als unterer Abgrenzung des Buchstabens besteht. Auch der Anschluß des mittleren, nach rechts verlaufenden Seitenstrichs erfolgt in beiden Fällen von derselben Stelle in der Mitte des senkrechten Grundstrichs und verläuft in der gleichen Richtung. Der kurze mittlere, senkrechte Strich kommt auch aus demselben Schriftraum und fällt verwandt auf den mittleren Querstrich herab. Nur das letzte Element, der letzte kurze Abstrich des glagolitischen Buchstabens ist an dem Buchstaben neu. Diese neugeschaffene Form ist so einprägsam und individuell, daß es nicht verwunderlich ist, wenn man an die Möglichkeit einer Abstammung des glagolitischen b von einer derartigen Vorlage nicht dachte. Unsere Beispiele dieses flottgeschriebenen Unzialbuchstabens des 8. Jh.s liefern uns jedoch nicht nur ein lautlich vollkommenes und graphisch fast identisches Abbild des entsprechenden glagolitischen Buchstabens, sondern das Zeichen gehört — wie gesagt — vollkommen in dieselbe Zeit hinein, aus der wir die meisten kursiven Belege für andere Buchstaben anführen können. Wenn man bedenkt, daß auch historische und geographische Gesichtspunkte keinen Zweifel an der Möglichkeit einer solchen Verbindung aufkommen lassen,<sup>58)</sup> bleibt kaum etwas übrig, als die Abstammung des glagolitischen b-Buchstabens von einem lateinischen für sehr wahrscheinlich zu halten. Daß man ein unziales und nicht ein kursives lat. b als Vorbild benutzte, mag die oben erwähnte Vertauschbarkeit des kursiven b mit anderen Buchstaben verursacht haben. Im übrigen kommen so oft kursive Texte mit unzialen Teilen vermischt vor, daß der Hersteller des glagolitischen Alphabets unschwer auf den Gedanken kommen konnte, in besonderen Fällen die Zuflucht bei unzialen Buchstaben zu suchen.

C. Der lateinische Buchstabe c kam, offenbar wegen Mehrdeutigkeit seiner Aussprache, im glagolitischen Alphabet nicht zur Anwendung. Dem Lautwert c=k ordnete man im glagolitischen Alphabet das Buchstabenzeichen k zu. Der Laut c=ts (deutsches z, slaw. transkr. c) wurde im Glagolitischen mit dem letzten Buchstaben des lateinischen Alphabets z umschrieben. Die nach links geöffnete Kürzung für „con“ soll als Beispiel für die „Linksläufigkeit“ der lateinischen Schriftzeichen gelten.<sup>59)</sup> Betreffs der Möglichkeit, daß das c zur Grundlage des glagolitischen s(z) werden konnte, vgl. S. 576.

<sup>58)</sup> Vgl. die Einführung.

<sup>59)</sup> Zu vergleichen Taf. I E, Taf. II, O.

D. An der Abstammung des glagolitischen d vom griechischen Minuskelbuchstaben zweifelte fast niemand. Auch die entschiedensten Gegner der griechischen Minuskeltheorie sahen noch im griechischen d das einzige Zeichen, das dem glagolitischen zugrunde liegen konnte. (Vgl. Tafel III, 4).<sup>60)</sup> Bevor die griechische Minuskeltheorie herrschend wurde, dachte einst Šafařík<sup>61)</sup>, der jedes ähnliche Zeichen zum Vergleich heranzog, an ein lateinisches, unten offenes d. Nur Wessely brachte recht gelungene lateinische Beispiele aus dem 5. Jh. (Tafel III, 4, unter Wessely). Jedoch sind die unteren Krümmungen jener Beispiele noch lange keine Kreise, die uns beim griechischen oder glagolitischen d entgegentreten. Unsere Beispiele der Tafel II D, die zumeist den langobardischen lateinischen Urkunden entnommen sind, beweisen zur Genüge, daß es im 8. Jh. lateinische kursive d-Buchstaben gab, deren Ähnlichkeit in keiner Weise den griechischen kursiven Formen nachsteht. Im Gegenteil, es gibt an den lateinischen Buchstaben ein Merkmal, kraft dessen sie den Vorrang vor den griechischen einnehmen dürften. Das ist der scharfe Knick am unteren Ende des rechten Buchstabenstieles bei gleichzeitiger Verlängerung dieses rechten Teiles unter die Ansaßhöhe des linken Teiles des Buchstabens (Taf. I, D lat. 6, 7, 1). Das ist die Eigenschaft, die den altertümlichsten glagolitischen d-Formen der Kiever Blätter eigen ist. Man darf von einer großen Regelmäßigkeit der Bildung dieser Buchstaben in den Kiever Blättern in dem Sinne sprechen, daß bei der Beibehaltung der Rundung am linken Ende das rechte Ende des Buchstabens nicht durch einen Kreis, sondern in einer am Ansaß scharf geknickt auslaufenden Krümmung endet. Auch der rechte Schaft ist nach unten länger als der linke. Falls dieses keine nachträgliche, unabhängig vom Vorbild erfolgte Eigenschaft der glagolitischen Buchstaben sein sollte, so hat man in diesem Merkmal auch einen der Ausweise für die Zusammengehörigkeit der lateinischen und glagolitischen Buchstabenformen (Taf. I D, der zweite glagolitische Buchstabe).<sup>62)</sup> Auf jeden Fall hält der lateinische Buchstabe zunächst als Gegengewicht dem besten Trumpf der griechischen Minuskeltheorie die Waage, wenn man nicht außerdem noch in Erwägung ziehen wollte, daß der lateinische, genau so wie der glagolitische Buchstabe regelmäßig selbstständig zu stehen pflegt, wogegen der griechische viel inniger in das kontinuierliche Geflecht mit anderen benachbarten Buchstaben eingeht.

E. Das glagolitische e ist im Grunde von gleicher Art, wie es auch der griechische oder lateinische e-Buchstabe ist, nur daß es nach links gewendet, „linksläufig“, ist. Im Jahre 1836 hat J. Grimm in den Göttingischen

<sup>60)</sup> Ra h l f s, Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung XLV, 285.

<sup>61)</sup> Památky hláholského písemnictví. Prag 1853. 12.

<sup>62)</sup> Zu vgl. Kiever Blätter 2<sup>v</sup>, Zeile 18, 19; 3<sup>r</sup>, 3. 14, 15 und letzte Zeile; 3<sup>v</sup>, 3. 6, 10, 18; 4<sup>r</sup>, 3. 7, 10, 12, 20; 5<sup>v</sup>, 3. 9, 14 usw.

Gelehrten-Anzeigen diese Linksläufigkeit als einen Ausdruck hoher Altertümlichkeit hervorgehoben. Derartige, auf vermeintlicher Archaik fußende Vermutungen ersetzte man später durch zwei Gesichtspunkte: Die Annahme einer orientalischen phönizisch=hebräisch=samaritanischen (Šafařik, Račik, Bondrák, neuerdings Nahtigal) Vorlage einerseits und einer griechisch=kursiven (Amfilochij, Taylor, Jagić, Běljaev u. a.) andererseits.<sup>63)</sup> Auch Gemmenzeichen zog man heran (Grigorovič); sonst aber ließ man das Dunkel über dem Zeichen bestehen (Grunskij, Kul'bakin).<sup>64)</sup> Im Gegensatz zum Buchstaben d, wo man den griechischen Ursprung als gesichertes Ergebnis ansah, blieb die „Lösung“ bei dem Buchstaben e aus. Die lateinischen Formen, die Wessely aus dem 5. Jh. n. Chr. brachte (Taf. III, 5 unter Wessely), sind nicht überzeugend. Vor ihm war es ebensowenig Geitler möglich gewesen, durch seine verwickelten lateinisch=albanischen Irrgänge den Weg einer Klärung zu bereiten.<sup>65)</sup> Man braucht aber nur den Blick auf die Taf. II, E zu richten, um gleich an den angeführten lateinischen Beispielen eine Abhängigkeit des glagolitischen e=Zeichens von jenen wahrzunehmen. Die langobardisch=lateinischen e=Zeichen der ersten Hälfte des 8. Jh.s (Nr. 1, 2, 11) lassen schon an und für sich keinen Zweifel an einer Verwandtschaft etwa mit dem glagolitischen e des Euchologium sinaiticum (Taf. I, glag. Buchstabe, auf der dritten Stelle, oben). Nimmt man die eigenartige Schrift des Kodex aus der Reliquienkammer des Escorial, so findet man darin andere, aber vielleicht noch entschiedener ihre Linksläufigkeit betonende e=Buchstaben, wie sie auf der Tafel I, E unter Nr. 5, 6, 6' und 7 dargestellt sind. Ob etwa der herunterhängende Ansatz an dem Querstrich des Buchstabens Nr. 6' mit solchen Ansätzen bei den glagolitischen e=Zeichen ursprünglich im Zusammenhang steht, braucht nicht zu sehr ins Gewicht fallen, da es sich dabei um ein vereinzelt Moment handelt. Im allgemeinen spricht das ganze hier vorgebrachte Material von 14 Belegen (die sich unschwer vermehren ließen) mit einer genügenden Deutlichkeit zugunsten der Zugehörigkeit des glagolitischen e zum westlichen Schriftkreis.

Im Archiv für slawische Philologie (Bd. 18, S. 554 ff.) brachte Bondrák ein Paar J=Buchstaben samaritanischer Herkunft, die ihrerseits dem althebräischen He entsprechen und welche „vermutlich als ein Vokalzeichen e . . .“ in die glagolitische Schrift aufgenommen sein sollten. Besonders wird dabei die Linksläufigkeit dieses Zeichens hervorgehoben. Der Hauptgrund für diese Annahme scheint im doppelten Querstrich bei dem glago-

<sup>63)</sup> Vgl. Tafel III, Zeile 5, Versuche von Taylor, Jagić, Běljaev.

<sup>64)</sup> Lit. bei Jagić, Enciklopedija III, S. 187, Bajs, Rukovět S. 63—65.

<sup>65)</sup> Alban. und Slav. Schriften, S. 66 und bei dem Majal e.

litischen e zu liegen.<sup>66)</sup> Man ist öfter der Meinung, daß das ursprüngliche glagolitische e über 2 Querstriche verfügte. Es ist jedoch durchaus möglich, daß ursprünglich nur ein Strich da war und daß man recht früh den zweiten Strich aus irgendeinem Grunde eingeführt hatte. Die wahrscheinlichste Veranlassung für die Einführung des zweiten Strichs scheint im Folgenden zu liegen: Man schrieb mit einer breiten Feder. Alle Querstriche, im Gegensatz zu den senkrechten Strichen, als in der Richtung der Federkante gezogen, waren sehr dünn. So dünn, daß man die wesentlichen Querstriche überall mit irgendwelchen kurzen, senkrechten, dick gezogenen Strichen verdeutlichte. Eine solche Verdickung erfolgte auch gelegentlich bei den e-Strichen hinter dem Rücken des Buchstabens. Sonst aber ließ man den Querstrich gerade verlaufen. In diesem Falle war oft dieser Strich so dünn und undeutlich, daß man unwillkürlich noch einmal die Feder anlegen mußte, um ihn zu verbessern. Da die Feder nicht genau in dieselbe haardünne Linie bei dem Nachziehen geraten mußte, entstand ein Doppelstrich, der bei noch so dünner Schreibweise eine deutliche Spur hinterließ. Zu dieser Ueberlegung verleitet mich ein glagolitischer e-Buchstabe in den Prager Fragmenten (I [B]), wo in der letzten Zeile der Rückseite ein solches e mit zwei dünnen Parallelstrichen als zweiter Buchstabe im Wort *nebesa* vorhanden ist. Sonst sind in diesem glagolitischen Fragment alle e-Buchstaben nur mit einem Strich versehen. Ein ähnlicher zufälliger Doppelstrich mag in den Anfängen der Verbreitung der glagolitischen Schrift einen Schreiber veranlaßt haben, von diesem Verdeutlichungsmittel regelmäßig Gebrauch zu machen, was im Laufe der Zeit breiteren Anklang fand. Daß wir heute die überlieferten glagolitischen Denkmäler nicht nach dem Vorhanden- oder Nichtvorhandensein eines Doppelstrichs bei e einteilen dürfen, ergibt sich aus dem vermutlich größeren Durcheinander der späteren Abschriften und Beeinflussungen und der individuellen Vorliebe der Schreiber für die eine oder andere Form. Auf jeden Fall muß man nicht für das glagolitische e gerade das samaritanische *j* suchen, wenn mehrere glagolitische Denkmäler nur einen Querstrich besitzen<sup>67)</sup> und darüber hinaus lateinische e-Buchstaben in jeder Hinsicht diesen

<sup>66)</sup> Für orientalische „Beziehungen“ dieses linksläufigen e-Buchstabens mit zwei Querstrichen empfehle ich indo-griechische Zeichen bei B. v. Head, *Historia Numorum*, 2. Aufl. Oxford 1911, S. 824. Dabei auch Zeichen wie das kyrillische *je* (ähnlich dem glagolitischen *ě*).

<sup>67)</sup> Man muß vor allem vor Augen halten, daß die glagolitische Schrift eine konstruktive Schrift ist. Andere Schriftarten wie die griechische Minuskel, vor allem aber die lateinische Kursive sind viel schwungvoller, wodurch die Linienführung mittels entsprechender Ausbiegung viel einfacher mit undeutlichen Stellen fertig wird. Die Hilfsrolle des zweiten Striches am glagolitischen e wird durch die konstruktive Festlegung der Wagerechten leicht verständlich. Vgl. sehr dünne Querstriche bei

glagolitischen e-Zeichen entsprechen. Auch konnten alle bis jetzt gebotenen griechischen Ableitungen nicht annähernd so gute Belege liefern,<sup>68)</sup> wie wir sie in den lateinischen Formen des e auf der Tafel I (bes. Nr. 5, 6, 9, 11, 12) vor uns haben.

Die unter Nr. 10 auf der Tafel I abgebildete Kürzung für „eius“ soll die Vertrautheit des westeuropäischen Schreibers mit der „Linksläufigkeit“ von einem anderen Standpunkt aus erhellen.<sup>69)</sup>

**F.** Jagić hielt es für unnötig, sich über das glagolitische f länger zu verbreiten, da es einen fremden Bestandteil im Slawischen bilde.<sup>70)</sup> Eigentlich zu unrecht. Denn gerade fremde Bestandteile stellen z. B. in der Sprachforschung, wenn es sich um Klärung von Beziehungen handelt, eines der interessantesten Forschungsobjekte dar. Er gab sich damit zufrieden, daß schon Dobrovský den Buchstaben für griechisch hielt, und da ein solches Ergebnis seiner Einstellung durchaus entsprach, ging er über den Buchstaben zur Tagesordnung über. Auch sonst befaßte man sich wenig mit dem Buchstaben. Tatsächlich besitzt das glagolitische Alphabet zwei ganz verschiedene Zeichen für f (Taf. I, F, glagolitische Abteilung 1—7 und 1', 2'). Eines dieser Zeichen (1', 2') ist nichts anderes als das griechische unziale F. Im Grunde also handelt es sich nicht um einen Bestandteil der Minuskelfursive, von der man gewöhnlich das Glagolitische abgeleitet hatte. Diese Tatsache ist aber von geringer Bedeutung für unsere Untersuchung. Viel wichtiger ist die Tatsache, daß der eigentliche glagolitische Buchstabe für den Lautwert f ein vollkommen von jenem griechischen  $\Phi$  verschiedenes Zeichen darstellt. Diese offensichtliche Verschiedenheit beider Zeichen ist nur wenig beachtet worden, oder man glaubte wenigstens, daß trotz der Verschiedenheit eine Verwandtschaft bestehe. Man führte also nicht nur das richtig „griechische“ glagolitische F, sondern auch das andere „ungriechische“ glagolitische f auf ein griechisches großes oder kleines f zurück (Taf. III, Zeile 22). Wo man aber diese offensichtliche Verschiedenheit des „ungriechischen“ glagolitischen und des griechischen f-Buchstaben ins Auge faßte, versuchte man das eigentliche glagolitische (ungriechische) f auf das griechische theta zurückzuführen (Taf. III, Zeile 9). Es schien zu dieser Ableitung leidlich auch der Lautwert zu passen, denn die Aussprache des griechischen th könnte man zur Not mit der Aussprache

gleichzeitiger großer Breite der Feder in den Prager Fragmenten I. Vajs, Rukovět' Taf. V, Fol. 1<sup>v</sup> Zeile 6, 7, 11, 18 u. a. wo alle e-Buchstaben nur einen sehr dünnen Querstrich aufweisen, dagegen in der letzten Zeile derselben Seite im erwähnten Wort „nebesa“ das erste e über zwei eng aneinander liegenden Parallelstriche verfügt.

<sup>68)</sup> Siehe Tafel III Zeile 5.

<sup>69)</sup> Vgl. das e des Ochrdaer Evang. bei Vajs, Rukovět', S. 80, Nr. 7.

<sup>70)</sup> Enciklopedija III, S. 202.

des f in Verbindung setzen. Diese von Taylor vorgeschlagene Lösung fand aber wenig Anklang; zum Schaden, denn man hätte noch viel größere graphische Entsprechungen aus den griechischen Handschriften, die Taylor nicht benutzte, schöpfen können. Jagić wollte aber diese Ableitung nicht anerkennen, da er das griechische th für das glagolitische s in Anspruch nahm. Erst neuerdings versuchte Mahtigal in einer breit angelegten Untersuchung den Beweis zu erbringen, daß dieses glagolitische f ursprünglich nicht ein f, sondern einen verschollenen „pe“-Laut wiedergeben sollte.<sup>71)</sup> Wir werden allerdings auf Grund einiger paläographischer und lautlicher Merkmale anderswo zu ganz-anderen Ergebnissen betreffs des „pe“-Lautes gelangen.

Ein Blick auf lateinische f-Formen, zumeist des langobardischen Gebietes des 8. Jh.s (Taf. I, F latein. Nr. 1, 2, 3, 4, 6, 8), bringt uns in eine so große Nähe zu dem glagolitischen Buchstaben, daß jeder Zweifel am Zusammenhang beider Schriftarten weichen müßte. Zu einer noch größeren Anschaulichkeit gelangt man, wenn man bedenkt, daß andere Buchstaben, die sich an lateinische f-Formen anschließen, gewissermaßen an dem Querstrich des f angehängt werden. Dadurch entsteht öfter ein Gebilde, dessen Querstrich in kreisartige herabhängende Schlingen auf beiden Enden ausläuft. So schließt sich z. B. in der Originalurkunde dem f (Tafel I) unmittelbar ein o an, welches hier durch leichte Punktierung angedeutet wurde. So ein „fo“ ist eigentlich ohne eingreifendere Stilisierung gewissermaßen ein glagolitisches f. In diesem Zusammenhang ist es sehr merkwürdig, daß im Eucholog. Sinait. Formen des glagolitischen f vorkommen, bei denen der gewöhnliche gleichlaufende senkrechte Doppelstrich des Buchstabens spitz nach unten verläuft (Taf. I, F, glagolit. Nr. 7). Wir sehen an lateinischen Gegenbeispielen, daß dies die Eigenschaft der hier abgebildeten Buchstaben ist, obwohl wir auch am lateinischen Buchstaben Nr. 3 ein schönes Beispiel mit gleichlaufenden Strichen vor uns haben, wodurch auch eine unmittelbare Verbindung mit den glagolitischen Formen 1—6 gewährleistet wird. Der glagolitische f-Buchstabe ist mithin keine spielerische, unmotivierte Umwandlung eines griechischen f-Zeichens, sondern er fußt auf einem paläographisch gut zu fassenden lateinischen Vorbild des 8. Jh.s.

Man muß sich von dem Standpunkt dieses neuen Ergebnisses die Frage vorlegen, auf welche Weise oder warum das glagolitische Alphabet noch zu einem anderen, einem „griechischen“ f-Zeichen gelangen konnte. Betrachtet man auf der Tafel I das lateinische Beispiel 4 und 8, so kann man fast annehmen, daß sich die andere „griechische“ Form aus lateinischen

<sup>71)</sup> R. Mahtigal, Doneski k vprašanju o postanku glagolice, in Razprave znanstv. Društva v Ljubljani, I. 1932.



Vorlagen parallel mit der Hauptform entwickelte. Jedoch ist es nicht ohne weiteres einleuchtend, warum die Entwicklung auf ein so typisches griechisches Zeichen ohne Zuhilfenahme des griechischen Buchstabens selbst hinauslaufen konnte. Es bleibt daher nur die Möglichkeit, daß das griechische  $\phi$  nachträglich in die glagolitische Schrift hineinkam. Im Grunde spielt dieser griechische Buchstabe gewissermaßen im glagolitischen Alphabet eine Gastrolle, denn das tatsächlich herrschende  $\text{f}$  im glagolitischen Schrifttum ist nicht der „griechische“ sondern der eigentlich glagolitische Buchstabe. Denn fast alle ältesten glagolitischen Denkmäler haben das „ungriechische“  $\text{f}$ . Eine Ausnahme stellt nur der Codex Assem. dar. Die Kiever Blätter sind das andere Denkmal, in dem insgesamt zweimal das „griechische“  $\text{f}$  vorkommt. Die Ursache, daß ein neues  $\text{f}$ -Zeichen in die Glagolica hineindrang, erklärt sich am ehesten aus dem Fehlen des  $\text{f}$  in den slawischen Sprachen. Der  $\text{f}$ -Buchstabe war aber wegen mehrerer fremdsprachiger liturgischer Worte, die ein  $\text{f}$  enthielten, im slawischen Alphabete notwendig. Darum wurde er auch bei der Zusammenstellung des glagolitischen Alphabets geschaffen. Aber schon die erste Umgestaltung kursiver Formen führte zu einer Entfernung von den Ausgangsvorlagen. Eine solche umgeformte Glagolica war vielleicht für einen Mann, der sich der Ursprungsschrift bediente, noch irgendwie leserlich. Aber beim Verpflanzen des glagolitischen Alphabets in ein Land mit anderen Schriftgepflogenheiten (ohne die typischen lokalen Merkmale, welche der Glagolica zugrunde lagen), war jede Erinnerung an die einstige Schrift ausgelöscht. Wem konnte z. B. etwa im 10. Jh. in den Sinn kommen, unseren glagolitischen  $\text{f}$ -Buchstaben für ein  $\text{f}$  zu halten? Selbstverständlich war es möglich, seinen Sinn zu erlernen. An welchen Sprachausdrücken konnten aber die Slawen ein  $\text{f}$  kennen lernen, wenn sie keinen solchen Laut besaßen? Die Einführung des griechischen  $\text{f}$ -Buchstabens muß einen erklärenden Sinn gehabt haben. Denn im griechischen (aber auch im westlichen) Kulturkreis ist eine Kenntnis des griechischen Buchstabensystems ohne weiteres voraussetzbar. Die gelegentliche Verwendung des griechischen  $\text{f}$ -Zeichens im glagolitischen Alphabet ist von diesem Standpunkt aus ein Hilfsmittel zum richtigen Lesen des betreffenden fremden Lautes. Daß ein solcher Einschub sich nur gelegentlich im glagolitischen Schrifttum bemerkbar macht, beweist, daß es nicht immer angebracht und nötig schien, zu einer solchen Verdeutlichung zu greifen. Am besten scheint seine erklärende Aufgabe der Schreiber der Kiever Blätter gelöst zu haben. Der griechische  $\text{f}$ -Buchstabe hat in dieser Hs. oben am Mittelstiel einen kleinen Zusatz, der den oberen Teil des Buchstabens zu einem spiegelbildlichen  $\text{p}$  macht (Tafel I, F. 2'). Der Laut  $\text{p}$  ist vielfach der beste Umschreibungslaut für das fremde  $\text{f}$ . Wollte damit nicht der Schreiber auch den sprachlichen Sinn gleichzeitig

klären und indem er bei der richtigen Schreibweise verblieb, dem Leser auch durch diese Andeutung ein Hilfsmittel für die richtigste Aussprache des Fremdwortes in die Hand geben? Die Möglichkeit einer solchen Klärung des zweiten f-Buchstabens scheint nicht auf Widersprüche zu stoßen. Die in den Kiever Blättern nur angedeutete Ersetzung eines *o*-Buchstabens durch den der slawischen Sprache angemessenen *p*-Laut scheint Schule gemacht zu haben, denn spätere kroatische glagolitische Texte ersetzen glattweg den Buchstaben *f* durch ein *p*.<sup>72)</sup> An eine kontinuierliche Ueberlieferung braucht aber nicht unbedingt gedacht zu werden, obwohl andererseits das Verhältnis der Kiever Blätter zur frühen „kroatischen“ Glagolica noch einer Klärung bedarf.

G. Das glagolitische *g* blieb in allen alten Denkmälern grundsätzlich unverändert, wobei der rechte Teil sich nie vom Fußteil des linken in die Höhe gehoben hatte. Trotz dieser Eigenschaft gehörte dieser Buchstabe zum eisernen Bestand der griechischen Minuskelttheorie. Umfilochij, Taylor, Jagić, Běljaev, sowie andere Vertreter dieser Richtung<sup>73)</sup> leiteten diesen Buchstaben von einem griechischen Minuskel- $\gamma$  ab (Taf. III, Zeile 3). Zuletzt schloß sich auch Kul'bakin dieser Meinung an,<sup>74)</sup> und auch Bajš<sup>75)</sup> hält diese Lösung für die richtigste. Die Tatsache bleibt jedoch bestehen, daß kein glagolitisches *g*, sondern ein *w* entstehen würde, wenn man im Sinne dieser Ableitung das griechische *g* an beiden Enden mit Kreisen ausstattete. Im übrigen bekämpfte Rahlfs<sup>76)</sup> das von Jagić angeführte einzige Beispiel eines  $\gamma$  mit anfänglicher Krümmung (Taf. I, Zeile 3, unter Jagić, Beispiel 4). Ausschlaggebend für diese Theorie war dieses Beispiel nie gewesen, denn man stellte beim Vergleich dem  $\gamma$  ein omikron voraus sowie eines nach — und das glagolitische *g* war fast fertig, bis auf den erwähnten Umstand, daß der zweite Kreis ganz anderswo liegen mußte. Šafařík dachte einst an armenische (Ghad) oder samaritanische (Ghimel) Beziehungen<sup>77)</sup>, Rački

<sup>72)</sup> Bajš, Rukovět' S. 93.

<sup>73)</sup> Literatur: Bajš, Rukovět' S. 62—63; Jagić, Enciklopedija III. S. 185.

<sup>74)</sup> S. M. Kul'bakin, Možno li sčitati dokazanoj grečeskuju osnovu glagolicy. (Kann man die griechische Grundlage der glagolica als bewiesen anerkennen [Sbornik Russk. Archeolog. Obščestva v korolevstve S. H. S.]). Belgrad 1927. S. 37.

<sup>75)</sup> Bajš, Rukovět'.

<sup>76)</sup> Rahlfs, a. a. O. S. 287. „... bei Jagić finden sich direkte Fehler, z. B. erscheint bei  $\gamma$  eine Form mit einem kleinen Kreis am Anfang, und gerade dieser Kreis bildet die Hauptähnlichkeit mit dem glagol. Zeichen, aber er ist mir in der Minuskel des 9./10. Jahrh. nie begegnet, obwohl ich viele Handschriften jener Zeit in natura und in guten Reproduktionen gesehen habe.“

<sup>77)</sup> Šafařík, Památky, a. a. O., 12.

an phönizische Vorlagen,<sup>78)</sup> neuerdings Nahtigal an hebräisch-samaritanische Einflüsse<sup>79)</sup>. Ein Blick auf die auf der Tafel I, G vorgelegten merowingischen (Nr. 1, 7, 9) oder norditalienisch-lombardischen (Nr. 2, 3, 4, 5, 10) kursiven lateinischen Formen, die zumeist aus dem 8. Jh. (Nr. 2, 3, 4, 5, 7, 8, 9, 10), in 2 Beispielen auch aus dem 7. Jh. (Nr. 1, 6) stammen, dürften zur Genüge beweisen, daß das glagolitische g grundsätzlich als ein recht nah verwandtes Mitglied in dieselbe Schriftfamilie gehören muß. Es erübrigt sich, jene Merkmale aufzuzählen, durch die sie sich gegenseitig ähneln, denn alles paßt trefflich zueinander. Die Formen sind identisch. Die Buchstabengruppen unterscheiden sich von einander nur durch die Technik der Federführung. Die lateinischen Buchstaben entstanden durch flotte, schwungvolle Federzüge, die allen damaligen lateinischen Schriftschulen ein so sonderbares unruhiges Gepräge verliehen hatten, die glagolitischen Buchstaben bilden dagegen jene Formen in einer ruhigen, ornamentalen und statischen Art nach. Der lateinische Buchstabe entstand zumeist aus dem Zusammenleben mit benachbarten Buchstaben, der glagolitische als ein auf sich selbst bezogenes graphisches Zeichen. Das glagolitische Zeichen ist nichts anderes als eine möglichst getreue Nachbildung jener westeuropäischen g-Formen im Sinne der abrundenden und zeichnerisch-konstruierenden Art, die dieser Schrift so eigen ist. Wessely, der in seinem Aufsatz<sup>80)</sup> einige Beispiele des lateinischen g aus dem 5. Jh. den glagolitischen Formen zugrunde legen wollte, war auf dem richtigen Wege. Ihm konnte aber diese Angleichung nicht überzeugend gelingen, weil im 5. Jh. das lateinische kursive g noch nicht zu diesen Formen herangereift war, als welche sie uns in den Schriften des 7. und 8. Jh.s entgegen-treten. Auch Grunskij<sup>81)</sup> hielt es für möglich, daß das glagolitische g vom lateinischen stammen könnte. Jagić allerdings, für den das griechische Minuskel-gamma einen erstklassigen Beleg für die griechische Herkunft des glagolitischen Alphabets bedeutete, weist diese von Grunskij vorgeschlagene Möglichkeit zurück, indem er folgende Frage aufwirft: „Man möchte doch eigentlich wissen ... inwiefern es leichter sein sollte, das glagolitische g vom lateinischen und nicht vom griechischen g ableiten zu wollen?“<sup>82)</sup> Jagić ging weiter auf diese Frage nicht ein und gute paläographische Belege blieben bis auf weiteres aus. Die Gegenüberstellung der

<sup>78)</sup> Franjo Rački, Pismo slovjensko, Zagreb 1861.

<sup>79)</sup> N. Nahtigal, Doneski, a. a. O. S. 175.

<sup>80)</sup> Carl Wessely Glagolitisch-lateinische Studien, a. a. O.

<sup>81)</sup> N. K. Grunskij, Kievskije glagoličeskie listki. Dorpat 1901, S. 11.

<sup>82)</sup> Jagić, Enciklopedija III. S. 112. Ähnlicher Meinung, daß das glagolitische g dem griechischen näher sei als dem lateinischen, war schon Dobrovský obwohl er gelegentlich auch an lateinische Ableitung mancher Buchstaben dachte. B. B. n, s — bei Jagić, Enciklopedija III. S. 56.

griechischen Belege, wie sie hier auf der Tafel III (von Jagić und anderen Verfassern) in der Zeile 3 vor uns dastehen, mit lateinischen Formen der vorletzten Abteilung derselben Zeile, oder mit den lateinischen Belegen der Tafel I, G, dürfte die Frage von Jagić mit großer Deutlichkeit und zur Genüge beantworten. Man hat gelegentlich diesen glagolitischen Buchstaben auch mit dem nächstfolgenden glagolitischen h (ch)-Buchstaben in Verbindung bringen wollen. Immerhin entsprechen sich lautlich in den slawischen Sprachen das h und das g öfter (wie z. B. das ukrainische, weißruthenische, slowakische, tschechische — h und das russische, polnische und balkanlawische — g). Auch eine gewisse graphische Verwandtschaft zwischen beiden glagolitischen Zeichen ist vorhanden (Vgl. Taf. I, G und H, glagolitische Spalte). Dessen ungeachtet haben diese beiden Zeichen miteinander genetisch nichts zu tun, denn erstens besteht eine Entsprechung beider glagolitischen Buchstaben zu ihren lateinischen Vorbildern, und zweitens ist das glagolitische h-Zeichen ein „ch“-Buchstabe und als ein solcher ist er durch das g nicht zu vertreten.<sup>83)</sup> Die von Šafářik, Rački<sup>84)</sup>, sowie auch Jagić<sup>85)</sup> hervorgehobene Ähnlichkeit beider Zeichen ist zufällig.

**H. als CH.** Das lateinische kursive h wurde, nach dem Ausweis paläographischer Uebereinstimmung, zum glagolitischen ch durch eine geringe Veränderung des unteren halbkreisförmigen Hafens im Sinne der dem glagolitischen Alphabete eigentümlichen Vorliebe zum freisförmigen Schließen der Linienzüge, hergestellt. Der lateinische Buchstabe h wurde seit dem ersten Aufkommen südslawischer Texte mit lateinischen Buchstaben (Freisinger Denkmäler) bis auf den heutigen Tag zur Bezeichnung des ch-Lautes verwendet. Das h ist für die Südslawen ein ch-Laut und wird auch kyrillisch (etwa serbisch) durch ein x, also ein ch-Zeichen wiedergegeben.<sup>86)</sup> Es ist demnach etwas durchaus Natürliches, daß ein lateinisches h-Zeichen auch für das südslawische glagolitische Alphabete in demselben Sinne zur Wiedergabe des ch aufgenommen wurde. Auch Jagić schwebte einmal der Gedanke vor, dieses glagolitische Zeichen vom Lateinischen abzuleiten, indem ihn das griechische χ (chi) „viel zu wenig an den glagolitischen ch-Buchstaben erinnerte“.<sup>87)</sup> Er umging aber die Gefahr des Zugeständnisses, indem er sich hinter die Ähnlichkeit des glagolitischen ch mit dem glagoli-

<sup>83)</sup> Jagić, Četyre kritiko-paleografičeskija stat'i, S. 159 dachte an eine Möglichkeit einer Angleichung zuerst des ch an h und dann des h an g auf dem paannonischen Gebiet.

<sup>84)</sup> Bajs, Rukovět' S. 62.

<sup>85)</sup> Jagić, Četyre Kritiko-paleografičeskija stat'i. S. 159.

<sup>86)</sup> In lateinischen Alphabeten der Tschechen, Polen u. a. wird dagegen der lateinische Buchstabe h im ähnlichen Sinne wie ein deutsches h gebraucht.

<sup>87)</sup> Četyre krit-paleogr. stat'i, S. 159.

tischen g flüchtete.<sup>88)</sup> Auf seinen Vergleichstafeln zog er trotzdem das griechische chi ( $\chi$ ) heran (Vgl. Taf. I, Zeile 23).<sup>89)</sup> Geitler<sup>90)</sup> und Wessely<sup>91)</sup> (Taf. III, <sub>23</sub> unter Wessely) nahmen lateinische Vorlagen, Geitler durch das Medium albanischer Beziehungen, Wessely aus einer viel zu frühen Zeit (4. und 5. Jh.) an. Aber weder die unähnlichen Vorbilder eines griechischen  $\chi$ , die Jagić, Taylor, Běljaev und andere (Taf. III, Zeile 23) herangezogen, noch die Hinweise von Grunskij und Fortunatov auf das koptische bzw. demotische chet<sup>92)</sup> vermögen die greifbare Verwandtschaft und Nähe zum lateinischen Zeichen aus der Welt zu schaffen. Der Großbuchstabe (Unziale) des lat. h mag vielleicht auch einen geringen Anteil an der Gestaltung des glagolitischen Zeichens gehabt haben (Vgl. Taf. I, H letztes Zeichen hinter dem Strich). An sich war es kaum notwendig gewesen, da die kursiven Formen des 7. und 8. Jh.s (Taf. I, H lat. Nr. 1, 6, 7 und Nr. 2, 3, 4, 5, 8, 9, 10) innerhalb des merowingischen und langobardischen Staatsgebietes ohne Mühe in ein glagolitisches Zeichen verwandelt werden konnten.<sup>93)</sup> Uebrigens sei noch auf die Meinung Dobrovšĳs hingewiesen, daß das glag. ch dem kyrillischen verwandt sei, was paläographisch mit der griechischen Ableitung identisch ist, und auf den Hinweis Šafařík's, der unseren Buchstaben mit einer armenischen Vorlage in Verbindung bringen wollte.<sup>94)</sup>

X. Ein interessantes Problem bei dem Buchstaben ch, knüpft sich aber an das Vorhandensein eines anderen graphischen Zeichens für denselben Lautwert. Dieser rätselhafte „spinnenartige“ ch-Buchstabe (Taf. II, X) hätte den Vertretern der griechischen Minuskeltheorie viel mehr Sorgen machen, auch viel mehr Zweifel an der Richtigkeit der Ableitung aller beiden Zeichen vom griechischen Alphabet aufkommen lassen müssen, als diesbezügliche schriftliche Äußerungen uns dies verraten. Denn dieses zweite Zeichen hat in der Tat eine offensichtliche Verwandtschaft mit einem griechischen chi-

<sup>88)</sup> Jagić, a. a. O. S. 159. In seinem späteren Werk (Glagoličeskoje Pismo in Enciklopedija III. S. 97) gibt er das Recht jenen, die gegen seine Verknüpfung des g mit h sich geäußert haben, und gibt zu, daß er immer noch nicht imstande ist, das glagolitische h (ch)-Zeichen aus dem griechischen  $\chi$  abzuleiten.

<sup>89)</sup> Jagić, a. a. O. Taf. II.; Enciklopedija III. S. 88.

<sup>90)</sup> Geitler, Slav. und Alb. Schriften.

<sup>91)</sup> Carl Wessely, Studien zur Paläographie und Papyruskunde, Leipzig 1913 Heft 13.

<sup>92)</sup> Vgl. Bajš, Rukovět'. S. 72.

<sup>93)</sup> Der lateinische h-Buchstabe hatte auch an und für sich die Tendenz zur Abrundung des unteren Halbkreises, so daß es gelegentlich in der ausgebildeten späteren lat. Minuskel zur Verwechslung mit b führte. Vgl. Wattenbach, Anleitung zur lateinischen Palaeographie, IV. Aufl. Leipzig 1886, S. 51.

<sup>94)</sup> Jagić, Enciklopedija III. S. 203, 56, 63.

Buchstaben. Im lateinischen entspricht es also dem Buchstaben x. Hier ist nun mit der lateinischen Ableitung nichts anzufangen. Zunächst wenigstens. Für die griechische Minuskeltheorie bildet er aber trotz dieser Verwandtschaft mit dem griechischen Buchstaben kaum eine erwünschte Angelegenheit. Denn man müßte zunächst irgendeinen Ausweg aus der Ungereimtheit suchen, wie es geschehen konnte, daß ein griechisches  $\chi$ -Zeichen zwei so ganz verschiedene glagolitische Buchstaben ergab (Vgl. Taf. I, H und Taf. II,  $\chi$ ). Dabei ist das zweite glagolitische  $\chi$ , das dem griechischen  $\chi$  weitaus ähnlichere, ein im ganzen glagolitischen Schrifttum kaum fünfmal vorkommender Buchstabe.<sup>95)</sup> Bei angemessener Berücksichtigung der zeitlichen Abfolge könnte man das Zeichen mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit als späteres Einschleichen betrachten, aber man neigte bisher eher zur umgekehrten Schlussfolge, nämlich daß dieses Zeichen das ältere sei.<sup>96)</sup> Jagić geht in seinem letzten zusammenfassenden Werk<sup>97)</sup> (außer der Feststellung des Vorhandenseins eines solchen Buchstabens) auf die Angelegenheit nicht ein; Prof. B a j s stellt in seinem Handbuch der glagolitischen Paläographie<sup>98)</sup> auch nur fest, daß „die Schreiber des Evang. Assemani, des Sinait. Psalters und des Pariser ABC Bulgaricum eine wunderliche „spinnenartige Doublette des betreffenden Buchstabens herausgebildet haben.“ Uns schien zunächst der Buchstabe als eine spätere, womöglich sehr schnell nach der Fertigstellung des glagolitischen Alphabets hineingekommene Neuerung, die dann bald in Vergessenheit geriet. Aber das Vorhandensein in so verschiedenen weit auseinanderliegenden Denkmälern mahnte doch zur Vorsicht. Die Erklärung des Problems ergibt sich aber unerwartet gerade aus der Abhängigkeit des glagolitischen Alphabets von lateinischen Vorbildern. Es stellt sich heraus, daß die lateinischen heiligen Texte auf Schritt und Tritt den eigentlichen griechischen Buchstaben  $\chi$  in allen Worten, die mit dem Wort Christus zusammenhängen, sehr häufig zur Anwendung bringen. Und zwar erscheint dieser Buchstabe in Verbindung mit dem griechischen Buchstaben  $\rho$  (rho), der auch die Form eines lateinischen p besitzt. Das griechische  $\chi$ , das dem lateinischen x entspricht, und das griechische  $\rho$  als lateinisches p werden immer so gebildet, wie die üblichen lateinischen x und p gestaltet sind. Der uns hier interessierende Buchstabe  $\chi$  läßt sein Vorhandensein im glagolitischen Schrifttum auf folgende Weise glaubwürdig erscheinen: Falls man den ursprünglichen Zustand des glagolitischen Schrifttums sich in Abhängigkeit von lateinischen Schriftgepflogenheiten

<sup>95)</sup> Der Buchstabe kommt dreimal im Psalt. sinait. S. 155 u. 298 (vergl. Taf. II. bei X) einmal im Cod. Assem. Fol. 138, verstümmelt im Münchener glagol. ABC, unter fremder Bezeichnung (als ot) im Pariser „Abecedarium Bulgaricum“ vor.

<sup>96)</sup> B. B o n d r á k, Archiv für Slav. Philol. 19, 1897, S. 184.

<sup>97)</sup> Enciklopedija III. S. 204; Taf.

<sup>98)</sup> B a j s, Rukovět', 1932, S. 95.

vorstellt bzw. für erwiesen hält, ist es leicht einzusehen, daß auch das Nomen Sacrum als Monogramm Xp, genau so wie es in der Mutterschrift seinen Platz behauptete, so auch in das neue Schrifttum eingeführt wurde. Da wir aber außerdem wissen, daß die Fortdauer der glagolitischen Ueberslieferung an den griechischen Kultur- und Religionskreis gebunden war, hat sich bald, vielleicht schon in der ersten Generation, die Gepflogenheit, vorzugsweise den Namen Christus mit besonderen Buchstaben zu schreiben, allmählich eingestellt, da es bei den Griechen nicht üblich war, diesen oder die davon abgeleiteten Namen durch besondere Zeichen hervorzuheben. Nur die frühen Texte mußten diese Buchstaben in richtiger Bedeutung, so wie sie in der lateinischen Welt angewendet wurden, benützen. Später wußte man immer noch um den Lautwert der Buchstaben, denn sie waren, an bekannteste Namen der christlichen Religion geknüpft, immer an alten Texten leicht zu entziffern. Solche griechische Buchstaben, die allerdings auch der ornamentalen Stilisierung der glagolitischen Schrift nicht ausweichen konnten (man denke, daß auch in lateinischen Texten immer typische lateinische Buchstaben, trotz anderer Buchstabenbedeutung, geschrieben wurden<sup>99</sup>), gingen, durch das Abschreiben der Handschriften bedingt, in die späteren Texte über, bis sie durch Zufall und Schicksal jener späteren Abschriften auch zu unserer Kenntnis gelangen konnten.<sup>100</sup>) Die Frage bei diesem Buchstaben ist allerdings noch die, inwiefern die näheren Umstände, die an das Vorkommen dieses „x“ geknüpft sind, uns ein weiteres Urteil über den Buchstaben selbst imstande sind zu übermitteln. Nahtigal befaßt sich insbesondere mit der merkwürdigen Tatsache, daß unser zweites ch (x) nur im Wort x'l'm' (Cod. Assem. Bl. 139) oder x'l'mi (Psalt. sinat. S. 155 einmal u. S. 298 zweimal) vorkommt.<sup>101</sup>) Dieses Wort ch'lm', ch'lmi (oi sovvoi) wird mit einer Buchstabenbezeichnung des Chrabr<sup>102</sup>) zusammengebracht und daraus der

<sup>99</sup>) Zu vergleichen die griechischen Buchstaben  $\chi$   $\varrho$  aus den lateinischen Texten auf der Tafel II bei den Buchstaben x.

<sup>100</sup>) Um diese Zeit war schon in diesen späten Glagolica-Texten das in griechischer Umgebung entlehene neue Zeichen für Omega im Gebrauch, so daß beide Zeichen auch irrtümlich bei nicht besonders Eingeweihten für verwandt angesehen werden mußten, vor allem weil ihr Aussehen tatsächlich durch einen großen Mittelkreis und die Anhängelaken (wenn auch in anderer Anordnung) sie gegenseitig verschwiferte.

<sup>101</sup>) Sergëj Sever'janov, Sinajskaja Psaltyr', (Pamjatki staroslavjanskago jazyka T. IV.). Petrograd 1922, gibt auch S. 78 und 149 in Anmerkungen zu den Fol. 78a und 149 b zwei verschiedene Nachbildungen dieses „spinnenartigen“ ch-Buchstabens. Das auf der S. 88, Num. 88b in glagolitischen Drucklettern wiedergegebene Wort Almi, verhilft zur Anschauung, wie der Buchstabe ch mit dem Omega-Buchstaben bis zur Verwechslung zusammenfallen konnte.

<sup>102</sup>) Nach der Handschrift der Moskauer geistl. Akademie. Abgedr. bei B. Jagić, Razsuždenija stariny o cerkovno-slavjanskom jazykě a. a. O. T. I. St. Petersburg 1895, S. 300—302.

Schluß gezogen, daß der Name des uns hier angehenden ch-Buchstabens durch das Wort ch'lm selbst zum Ausdruck gebracht werde. Der betreffende Buchstabename in der Apologie Chrabrs lautet XAb, und gehört in eine Gruppe von drei Buchstabennamen pë, chl', t', die allerdings sehr rätselhaft sind. Diese Gruppe bildet den Schluß jener 24 slawischen Buchstaben, die nach Chrabrs Versicherung den griechischen Lautzeichen entsprechen sollten. Da aber schon vorher ein p, ein t und ein ch bei Chrabr aufgezählt wurden, ordnete man diese drei letzten Buchstabennamen den griechischen ψ, ξ und ϑ zu,<sup>103)</sup> wobei man die „Phantasie und Unwissenheit“ des Kopisten dafür verantwortlich machte, daß man die griechischen Buchstaben auf solche irrtümliche Art transkribierte.<sup>104)</sup> Das nähere Eingehen auf diese Frage würde über den Rahmen dieses Abschnitts zu weit hinausgehen. Bemerkt sei nur, daß die Zuordnung dieser slawischen Buchstaben zu den vermeintlichen griechischen Prototypen darum auf große Schwierigkeiten stoßen mußte, weil vor allem diese griechischen Laute ψ, ξ, ϑ im Slawischen als solche nicht vorhanden sind und zumeist mittels p=s, k=s und t wiedergegeben werden (wenn man von gelegentlichen Abweichungen von diesen Regeln absieht, was in Anbetracht des jahrhundertelangen Fortlebens des slawischen Schrifttums im engsten Anschluß an die griechische kulturelle und religiöse Umwelt nicht weiter verwundern dürfte). An sich kann auch diese Stelle der Chrabrschen Verteidigungsschrift nicht etwa so gedeutet werden, als ob die Bezeichnungen pë, chl', t' womöglich ein ursprüngliches Vorhandensein der griechischen ψ, ξ, ϑ im slawischen Alphabet andeuten wollten. Denn warum sollten nicht in einem solchen Fall diese griechischen Buchstaben mit jenen Zeichen wiedergegeben werden, die dem Wert dieser griechischen Buchstaben eindeutig entsprechen. Schriftgeschichtlich ließ sich keine solche eindeutige Entsprechung zwischen griechischen ψ, ξ, ϑ und slawischen Buchstaben feststellen. Die Analyse der Chrabrschen Apologie gerade in Bezug auf die Behandlung der „dunkleren“ Buchstaben ist dadurch sehr erschwert, daß die überlieferten Handschriften aus einer Zeit stammen, in der die ursprüngliche Fassung des altkirchenslawischen Alphabets keine Geltung mehr hatte, da im Laufe der Jahrhunderte und wahrscheinlich schon sehr früh nach der kyrillomethodianischen Einführung der Schrift Umänderungen im Alphabet vorgenommen wurden. Chabr selbst spricht ja in seiner Schrift, daß das Alphabet fortwährend verändert werde. Chrabrsche Apologie hat zweifelsohne nur ein einziges, wohl ursprüngliches Stadium der Schrift erfaßt. Die späteren Abschreiber seiner Aufzeichnungen bedienten sich schon einer veränderten Schrift, und darum

<sup>103)</sup> Jagić, Razsuždenija a. a. O. S. 317; R. Abicht, Das Alphabet Chrabrs, im Archiv für Slaw. Philologie Bd. 31, 1910, S. 212.

<sup>104)</sup> R. Abicht, AWP 31, wie oben S. 212.



ist es nur zu begreiflich, wenn manches ihnen unklar blieb. Darum werden auch in der Zukunft die Auffassungen über einige Buchstaben der Chrabr'schen Aufzählung ähnlich wie es bis jetzt der Fall gewesen ist, bis zu einer vielleicht zu erwartenden Klärung auseinandergehen müssen.

Die Tatsache, daß sich die beiden ch-Bezeichnungen, das „cher“ des Alphabets und das „chlъ“ der Chrabr'schen Apologie wie auch das Wort chlmъ, in dem der spinnenartige ch-Buchstabe einzig und allein vorkommt, so nahe an das Monogramm-Zeichen Xp anschließen, scheint uns genügend wichtig zu sein, um darauf hinzuweisen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß das Zeichen Xp auch zur Namensbezeichnung des glagolitischen ch verholfen hatte. Dem Laute nach ist unser Xp-Zeichen merkwürdig nahe mit allen Umschreibungen der glagolitischen ch-Buchstaben verwandt und bildet mit ihnen eine Gruppe von vier einsilbigen Ausdrücken: Xp (= chr)—cher—chl—chlm. Es ist also möglich, daß der Name des Xp-Monogramms auch zur Bildung einer der Namensbezeichnungen des glagolitischen Buchstabens verholfen hatte. Die Sache ist insofern nicht ganz einfach, als der Ausdruck „cher“ nicht dem spinnenartigen, sondern dem normalen glagolitischen ch entspricht. Diese Schwierigkeit kann hier unmöglich gelöst werden, und so wird diese Angelegenheit in der Form dieses Hinweises auf sich beruhen müssen.<sup>105)</sup>

Viel wichtiger und interessanter ist jedoch eine andere Tatsache, die sich an das Xp-Problem anknüpft und die offenbar dazu berufen ist, den Lautwert des spinnenartigen ch eindeutig zu bestimmen. Wenn man das Xp in seiner Bedeutung als Abkürzung für christ- und den Ausdruck chlm (Berg, Hügel), in dem allein das X-artige (spinnenartige) glagolitische ch vorkommt, ins Auge faßt, so sieht man, daß in beiden Fällen dem Konsonanten ch im Germanischen eine Lautqualität k, kh, ch entspricht. Dem ch im Namen Christus entspricht im Deutschen sowohl in der Vergangenheit wie auch heute die erwähnte k (kh)-Aussprache, und das Wort chlm als K u l m, C h u l m ist in großer Anzahl zumeist als Ortsname verbreitet. Wir müssen hier jedoch davon Abstand nehmen, die ziemlich umfangreiche Literatur, die sich an das Wort „Christ“, insbesondere aber an das Wort „Chulm“ anschließt, im Rahmen der Besprechung unseres ch-Buchstabens zu verarbeiten. Der Hinweis genügt, daß im balkanlawischen Raum, insbesondere auf dem Durchdringungsgebiet des germanischen und slawischen Volkstums, der Name zu belegen ist. Die nähere Beschäftigung damit

<sup>105)</sup> Daß bei der Bildung des Buchstabennamens „cher“, das Xp (= chr) ausschlaggebend sein könnte, findet teilweise seine Stütze in verschiedentlich ausgebildetem Vokal „e“ im Wort cher. Es kommt cher, chyr, z<sup>er</sup> hier vor, eine Erscheinung, die möglicherweise auf die unbestimmte Vokalqualität des silbenbildenden r zurückführbar ist. Zu den Beispielen s. R. N a h t i g a l in Razprave I. S. 173. Num. 6.

würde zu unserem eigentlichen Problem nichts wesentliches beitragen. R. Nahtigal befaßt sich aufs neue in seinen Beiträgen, wie erwähnt mit dem Zeichen und stellt die Möglichkeit in Aussicht, daß das eigentliche ch (cher) dem griechischen Palatalen  $\chi'$  und das chl (hl) bei Chrabr „dem griechischen velaren und dem slawischen h“ entspricht<sup>106</sup>). Diese Auffassung ist ähnlich jener wie sie einst Jagić vertrat, die er jedoch mit der Zeit aufgegeben hatte. Es bringt der Ausgangspunkt von Nahtigal mit sich, indem man nach griechischen, armenischen, koptischen, phönizischen, hebräischen, letzten Endes auch lateinischen Wegweisern (nach Wesseln) die Umschau hält, daß für eine reale Anknüpfung des ch-Zeichens an das Wort Chlm, Chlmi kein Platz übrig bleibt. Die reale Anschlußmöglichkeit des in Frage kommenden ch-Buchstabens an die Aussprache des Wortes, in dem es vorkommt, ist jedoch gegeben. Am ehesten wird man diesem spinnenartigen Lautzeichen eine Aussprache im engsten Anschluß an das Althochdeutsche zuordnen müssen. Wir haben allen Grund, im Zusammenhang mit der Blickrichtung des vorliegenden Aufsatzes, unser glagolitisches Zeichen ch buchstäblich als  $c (= k) + h (= \chi)$  in dem Sinne aufzufassen, wie dieser Laut sowohl geschichtlich wie auch mundartlich in südgermanischen Sprachgebieten im Anlaut als  $k\chi$  vertreten ist (kind —  $k\chi$ ind)<sup>107</sup>). Diese Aussprache von dem Standpunkt aus gesehen ist sowohl dem Wort Christus (Crist, Christ) wie auch dem Kulm (Culm, Chulm) eigen. Es ist also kein Zufall, daß unser eigenartiges glagolitisches ch-Zeichen im Worte chlm vorkommt. Da wie erwähnt, auf dem slawisch-germanischen Durchdringungsraum im Süden die Kulm-Namen wie z. B. ein Kulm im Jauntal in der Gegend von Eberndorf dies beweist (urkundlich)<sup>108</sup>, vorkommen, ist es zu offensichtlich, daß wir mit einem ähnlichen lautlichen Tatbestand wie im Althochdeutschen zu rechnen haben. Wir können nicht entscheiden, welcher Verknüpfung der Vorzug zu geben wäre. Der erwähnte Chulmort liegt z. B. auf dem Gebiet der einstigen Aquilejer Einflußsphäre, hinter der wir uns mehr oder weniger ursprünglich den langobardischen Machtbereich vorzustellen haben. Wir müssen hier auch auf die nähere Auseinandersetzung mit dem griechischen Lautsystem verzichten, wie auch einen Exkurs über den Anwendungsbereich eines solchen ch-Lautes im Altslawischen Sprachbereich eventuell auf eine andere Gelegenheit verschieben. Auch die Entscheidung darüber, welcher Zeit die Uebernahme eines germanischen „Kulm“ ins Slawische angehören dürfte oder inwiefern über-

<sup>106</sup>) R. Nahtigal a. a. O. 174. „h“ ist hier als ch zu lesen.

<sup>107</sup>) Auf die starke mundartliche Verbreitung des  $ch=kh=k$ -Lautes in Anlaut im Südbairischen hat mich freundlichst Herr Dozent Dr. Franzmayer aufmerksam gemacht.

<sup>108</sup>) A. v. Jaksch, Mon. hist. Duc. Carinthiae III. S. 215—16 (mitget. v. Herrn Dr. G. Glauert. Vgl. auch *ÖDDF* 1938 S. 479).

haupt das Wort als Lehnwort zu betrachten ist, gehört nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes.

Eine sehr interessante lautliche und graphische Analogie zu unserem spinnenartigen ch-Buchstaben besitzen wir im Koptischen. Das koptische  $\chi$ -Zeichen gehört zu den vier Doppellkonsonanten, die aus dem Griechischen mit übernommen wurden. Gemeint ist der koptische Buchstabe  $k\ddot{u}$  mit der Aussprache  $k-h$ , dessen graphische Form dem Griechischen wie auch dem lateinischen Monogrammbuchstaben  $ch$  entspricht. Im Bohairischen entspricht dieser  $kh$ -Buchstabe dem saidischen  $k$ . Die Verwandtschaft der Lautgruppe  $k, ch, \chi$  ist viel allgemeiner als die hier erwähnten germanischen oder koptischen Lautsysteme dies veranschaulichen können. Diese Erscheinung braucht uns im allgemeinen auch nicht weiter aufzuhalten,<sup>109)</sup> denn wir entschließen uns, den sachlichen Kreis um die Lautwertfrage des glagolitischen Zeichens auf dem uns geographisch näher angehenden Gebiet zu umreißen. In diesem Sinne braucht man nichts „Mystisches“ hinter der Verknüpfung unseres  $ch$ -Zeichens mit dem Wort  $chlm$  (worüber Geitler spottete) zu suchen, sondern vieles spricht dafür, daß wir in diesem Zeichen einen besonderen von dem normalen slawischen  $ch$  ( $X$ ) verschiedenen „ $k\chi$ “-Laut vor uns haben, der seine Uebernahme ins Glagolitische der westlichen Nachbarschaft der Slawen verdankt und der im Laufe der Zeit, da er nur in einem beschränkten Maße angewandt wurde, außer Gebrauch kam.

I. Bei der Ableitung des glagolitischen Buchstabens  $i$  stößt man zunächst auf einige grundsätzliche Schwierigkeiten. Insbesondere kommt der Buchstabe in drei Abarten vor. Rein graphisch kann man aber wenigstens sechs gut ausgebildete einprägsame Formen ausfindig machen, die eine Zuordnung an vermeintliche Ursprungsbuchstaben beträchtlich erschweren. Wir wollen zunächst eine dieser Formen ins Auge fassen: Das  $i$ , welches aus einem Kreis und einem darauf aufgestellten Dreieck besteht. Das Dreieck berührt den Kreis mit der Spitze. Diesem Zeichen entspricht die kyrillische Transkription  $\Pi$ . Das glagolitische  $i$  dieser Art entspricht aber als graphisches Zeichen dem glagolitischen Buchstaben  $s$  derart, daß es als ein auf den „Kopf“ gestelltes  $s$ -Zeichen angesehen werden kann.<sup>110)</sup> Das Ornamentale der Verbindung eines Kreises mit einem Dreieck hat die Buchstaben, so-

<sup>109)</sup> Für innenasiatische Verhältnisse entspricht z. B. das graphische Bild des altmongolischen Zeichen des  $h$ -Lautes dem Kalmükischen  $k$  (vgl. Jensen, Die Schrift II Aufl. (1935) S. 210). Im übrigen denke man an den Charakter des griechischen klassischen  $\chi$ . Zum Koptischen vgl. paläogr. Werke von S. H y v e r n a t u. B. S t e g e m a n n.

<sup>110)</sup> Auf diese Ähnlichkeit haben schon Šafařík, Rački, Bondrák und Nahtigal hingewiesen. Vgl. Jagić, Enciklopedija III, S. 63, 73; Vajs, Rukovět', S. 66.

wohl das *i* wie das *s*, entscheidend beeinflusst (Siehe Taf. I, I, Taf. II, S). Das Ueberhandnehmen der Stilisierung verdunkelt das Ursprungsbild, wenigstens eines der beiden Buchstaben. Die Stilisierung erfaßt in demselben Maße das *i* und *s*, sodaß auch bei der beträchtlichen Formveränderung beider Buchstaben sich gegenseitig paarweise beide Reihen von *i* und *s* genau entsprechen.<sup>111)</sup> Die Versuche, diesen *i*-Buchstaben aus dem griechischen Alphabet abzuleiten, ergaben keine greifbaren Anhaltspunkte. Betrachtet man auf der Taf. III, den Vorschlag von Jagić und Běljaev, das *i* in einen Zusammenhang mit dem griechischen minusklen  $\eta$  (eta, ita) zu bringen, so überzeugt man sich, daß dieser Versuch jeglicher Wahrscheinlichkeit entbehren muß, da die Formen sehr weit voneinander entfernt sind. Auch der Vorschlag Taylors, diesen Buchstaben vom griechischen *i* abzuleiten zu wollen, hatte keine Aussicht auf Erfolg. Das sah Taylor auch selbst ein und schlug darum außerdem vor, das glagolitische *i*-Zeichen als Derivat einer griechischen  $\epsilon\iota$  Verbindung anzusehen (Vgl. Taf. III<sup>8</sup>, der erste Buchstabe in der Spalte „Taylor“). Dieser Vorschlag Taylors, wie überhaupt die bei ihm häufig vorkommenden Bezugnahmen auf Ligaturen fanden keinen Anklang. Auch Bajs sieht keine Möglichkeit, dieses glagolitische *i* vom Griechischen abzuleiten.<sup>112)</sup> Wir wollen hier auch auf eine nähere Untersuchung der samaritanisch-hebräischen Ableitung Bondraks nicht eingehen,<sup>113)</sup> um uns den lateinischen Entsprechungen zu widmen. Zuerst schien eine Verwandtschaft zwischen den merowingischen *i*-Zeichen (Taf. I, I Nr. 1, 2, 7) und den glagolitischen *i*-Formen von einer anderen als der hier zu behandelnden Art zu bestehen, die insbesondere durch den Cod. Assem. vertreten sind (Taf. II, das erste glagolitische *i*-Zeichen). Vergleicht man diese glagolitische *i*-Form mit entsprechenden Zeichen in anderen glagolitischen Schriftdenkmälern, so zeigt sich, daß dieses *i*-Zeichen (des Cod. Assem.) eine jüngere Umwandlung eines älteren Typs ist. Diese ältere Fassung des betreffenden Buchstabens, wie er u. a. in den Kiever Blättern dasteht, weist nicht den geraden Aufstrich auf, an dessen oberem Ende sich die Kreise befinden, sondern an Stelle dieses säulenartigen Buchstabenstieles befindet sich eine zweigliederige gabel- oder trichterartige Unterstüzung des oberen Zeichenteiles. Erst ein gewisser Drang nach oben, eine Tendenz zur Schlankheit hat verursacht, daß der eine Gabelzweig des Fußteiles nach oben rückte, um zuletzt zu einem Restelement dicht am Ansatz der Kreise

<sup>111)</sup> Man kann sich auch ein gewisses Bild von dieser Entsprechung verschaffen auf Grund der Beispiele bei Jagić, in Enciklopedija III, S. 191 und 199 wie der bei Bajs Rukovět' S. 84 u. 91, wenn man die älteren Formen, die am Anfang dieser Buchstabenresten stehen in Erwägung zieht.

<sup>112)</sup> Bajs Rukovět'. S. 66.

<sup>113)</sup> U. f. sl. Ph. XIX.

zu werden. Die Schlingenhäufung am oberen Ende dieses glagolitischen *i*-Zeichens kann darum genetisch in keine Verbindung mit diesem merowingischen *i* gebracht werden. Aber auch die merowingischen Schlingen der auf der Tafel I (Nr. 1, 2, 7) aufgeführten Beispiele unterlagen im Laufe der Zeit einer ähnlichen Entwicklung wie die glagolitischen *i*-Buchstaben.<sup>114)</sup> Diese merowingischen Zeichen wurzeln in den älteren Formen, wie sie beispielsweise hier auf der Taf. I (Nr. 9, 10, 11) nach den Ravennatischen Urkunden des 6. Jh.s abgezeichnet wurden,<sup>115)</sup> da die merowingische Schrift aus der jüngeren römischen Kursive hervorging. Weder aber ihre Ursprungsform noch die originalen merowingischen Buchstaben selbst können zu einem glagolitischen *i* von der Art des Evang. Assemani passen. Eine Ähnlichkeit, die zwischen der glagolitischen *i*-Form und dem merowingisch-kursiven *i* auf der Taf. I (Nr. 1, 7) zu sehen ist, ist offenbar eine Zufallerscheinung und kam höchstwahrscheinlich dadurch zustande, daß man in beiden Fällen unbewußt an ein majuskles, schlankes *i* der lateinischen oder griechischen Alphabete dachte. Durch dieses negative Ergebnis und den Seitenblick auf die jüngere römische Kursive kommen wir aber auf die lateinischen *i*-Formen, die mit großer Wahrscheinlichkeit als Grundlage des uns hier eigentlich angehenden glagolitischen Buchstabens *i* dienten. Wir sehen, daß die *i*-Buchstaben des Eucholog. Sinait. aus einem Linienzug bestehen (Vgl. Tafel I, IV.); in einem Fall (der mittlere Buchstabe) sind es zwei aufeinanderstehende Dreiecke, die sich mit ihren Spitzen berühren, im anderen Fall (der unterste Buchstabe) geht, bei ähnlicher Anordnung, das untere Dreieck in eine Krümmung über. Vergleicht man das rechts davon stehende jüngere römische kursive *i* aus der Ravennatischen Urkunde „charta plenariae securitatis“ (Nr. 11), so sieht man, daß die Grundstruktur des Buchstabens, das heißt ihr Linienzug, durchweg diesem glagolitischen *i* entspricht. Es ist durchaus möglich, daß diese lateinische Form auch weiterhin im 7., und 8. Jh. existiert hat. Denn der lateinische Buchstabe Nr. 7 stammt aus der Wende des 7.—8. Jh.s<sup>116)</sup>, und sein Linienverlauf hat einen verwandten Sinn. Ganz besonders ist mit der spät-römischen Form z. B. das merowingische *i* Nr. 7 verwandt (nach Lauer = Samaran). Es soll damit aber nicht gesagt werden, daß die *i*-Formen des Euchologium Sinaiticum unbedingt noch das ursprüngliche Stadium des glagolitischen *i* in sich bergen müssen. Sie könnten unter Umständen eine spätere Seitenentwicklung des normalen glagolitischen *i* mit Kreis und Dreieck darstellen; aber es steht dennoch nichts im Wege, um eine solche oder

<sup>114)</sup> Literatur jeweils bei den Angaben zu den Paläographischen Tafeln.

<sup>115)</sup> Nach Champollion-Figeac, Chartes Latines sur papyrus du VI<sup>e</sup> siècle . . . 9<sup>e</sup>. Fasc. Zeile 30. Paris 1837.

<sup>116)</sup> Aus einer Merowingischen Unterschrift aus dem J. 696 nach Marquis de Laborde. Musée des archives de l'Empire — Actes importants de l'histoire de France, Paris 1867.

verwandte i-Form als dem normalen glagolitischen i zugrundeliegend anzuerkennen. In einem solchen Fall haben wir die Möglichkeit der Anknüpfung des uns hier interessierenden i an die lateinischen Formen klar vor uns. Dieses lateinische Vorbild ist graphisch wenigstens genau so gut wie das einzige, zur Not noch annehmbare griechische Beispiel Taylors. Es hat aber vor jenem Taylorschen Bilde den Vorzug, daß es keine Zuflucht zu den Kombinationen mehrerer Buchstaben nimmt, sondern es stellt ein einheitliches identisches i als Laut und Zeichen dar. Wessely versuchte auch für das glagolitische i römische Vorbilder des 5. Jh.s nachzuweisen (Taf. III 8, unter Wessely). Da seine Ableitung auf zeitlich zu frühe Schriftformen zurückgriff, fand er keine überzeugenden Belege mit der Eigenschaft der zwei geschlossenen, aneinanderstoßenden Felder. Geitler dagegen<sup>117)</sup> hat auf eine Ypsilon-Form hingewiesen, die diesem glagolitischen i zugrunde liegen sollte. Hier auf der Taf. I, I ist der Buchstabe punktiert unter Nr. 13 wiedergegeben. Durch das horizontale Schließen des oberen Teiles kommen wir zu einer Figur, die dem glagolitischen i nahesteht. Dieses y ist ein seltener Sonderfall des allgemeinen Typs, des unten spitz zulaufenden y-Buchstabens (Tafel I, der punktierte Buchstabe Nr. 14). In der Zeit aber, aus der wir unsere meisten Belege schöpften, begegnet uns nirgends ein ähnliches y. Diese Form weist vielmehr auf eine ältere Zeit zurück, denn Wattenbach und Gardhausen stellten solche griechische y-Formen schon im 2. und 3. Jh. fest, und selbst Geitler, der auf diese Verfasser (auf S. 81) hinweist, ist der Meinung, daß diese Periode für seine vermeintliche „albanoglagolitische“ Schrift nicht in Frage kommen kann. Wie weit eine solche y-Form in der jüngeren römischen Kursive zeitlich nach oben reichen kann, sei dahingestellt. Für unsere Untersuchung ist etwas anderes ausschlaggebend, was uns veranlaßt, diese Geitlersche Annahme nicht zu bejahen. Es stellt sich nämlich heraus, daß man die von ihm gebotenen Ausnahmeformen des y nicht heranzuziehen braucht, denn die normale Form des nach unten spitz zulaufenden y der lateinischen Schriftarten hat im 7.—8. Jh. ein Aussehen bekommen, wodurch sich dieser Buchstabe ohne große Schwierigkeit in eine so große Nähe zum anderen glagolitischen i bringen läßt, daß wir es auch nicht unterlassen dürfen, diesen normalen kursiven lateinischen Buchstaben als die Grundlage des nach unten spitz zulaufenden glagolitischen i-Buchstabens anzusehen. Dementsprechend erfolgt auch die nähere Behandlung des betreffenden glagolitischen i bei der Beschäftigung mit dem Buchstaben y (Vgl. Taf. II Y). Für das hier behandelte glagolitische i bleibt aber die Verwandtschaft mit dem lateinischen i, wie es die auf der Taf. I (Nr. 7, 8, 10, 11) gebotenen Beispiele er-

<sup>117)</sup> Geitler, a. a. O., S. 80 nach Fumagalli, Delle istituzioni diplomatiche vol. I, tab. I, Nr. VII.

weisen, von Belang. Die 8-artige Schleife dieser i-Formen musste dann die Umstilisierung in dem Sinne erfahren haben, daß der obige Teil mehr eckig, der untere dagegen rund ausgestaltet wurde. Oben haben wir schon darauf hingewiesen, daß diese glagolitische i-Form als Umkehrung des Buchstabens s gelten darf. In der Tat kommt man von gewissen Formen des unzialen lateinischen s des 8. Jh.s leicht auf die glagolitische s-Form<sup>118)</sup> Weil aber im glagolitischen s das Dreieck unten sitzt und der Kreis auf ihm als Kopfteil aufgesetzt wird, scheint diese Buchstabenfigur ursprünglicher zu sein, denn sie ist ornamental fester, statischer als ihre Umkehrung, unser i-Buchstabe, der sozusagen auf dem Kopfe steht. Die Ähnlichkeit der Grundstrukturen beider Buchstaben scheint die Veranlassung gegeben zu haben, sie im entgegengesetzten Sinne auszugestalten, um auf diese Weise zur Unterscheidung und zum Vermeiden der Verwechslung der beiden Zeichen zu gelangen. Es ist durchaus möglich, daß unser i-Buchstabe gewissermaßen ein Nachzügler ist und daß seine Anfangsform doch mehr oder weniger den erwähnten i-Formen des Euchologium Sinaiticum ähnlich war.

**K.** Der glagolitische Buchstabe k ist einer von denen, die die Blicke mehrerer Forscher auf den Orient hinlenkten. Auf das phönizisch-hebräisch-samaritanische k lenkte die Aufmerksamkeit insbesondere Šafařík in seinem Buch „Ueber den Ursprung und die Heimat des Glagolismus“.<sup>119)</sup> Ihm folgte Račák, der allerdings auch an das griechische kappa dachte. Bondrák, dem „das griechische kursive k-Zeichen nichts Charakteristisches bot, das im Glagolitischen hätte verwendet werden können“, entschied sich für das hebräische Koph.<sup>120)</sup> Auch Nahtigal ist der Meinung, daß „von irgendeiner Ähnlichkeit des glagolitischen k mit dem griechischen minuskelen oder kursiven k keine Rede sein könnte“, weshalb er mit Bondrák zur hebräischen Ableitung des Buchstabens neigt.<sup>121)</sup> Amfilochij und Grunskij sehen dagegen im hebräischen Kaph (nicht Koph! Hervorgehoben von Bajs)<sup>122)</sup> den vermeintlichen Prototyp des glagolitischen k. Auch Kul-

<sup>118)</sup> Vgl. den Buchstaben s (scharfes s) auf der Tafel II die glagolitischen Buchstaben. Das Dreieck des Buchstabens ist hier mehr oder weniger ein Viereck, wodurch die glagolitische s-Form das Aussehen eines Pilzes bekommt. Es ist sogar in Anbetracht der Ableitung des Buchstabens s vom lateinischen unzialen geschlossenen s nicht ausgeschlossen, daß diese „Pilzform“ die ursprüngliche ist, obwohl es auch gelegentlich und gleichzeitig lateinische ornamentale s-Formen gibt, die typisch dreieckmäßig ausgebildet sind, wie dort ein Beispiel dies veranschaulicht.

<sup>119)</sup> Prag 1857.

<sup>120)</sup> B. Bondrák, Zur Frage nach der Herkunft des glagolitischen Alphabets. A. f. sl. Ph. XIX, 179.

<sup>121)</sup> R. Nahtigal, Doneski k vprašanju o postanku glagolice, Razprave I (1923). S. 155.

<sup>122)</sup> Bajs, Rukovět', S. 66.

bafin<sup>123</sup>) schaut, trotz seiner Parteinahme für die griechische Kursive, auf den Borderorient als das Land, woher der Buchstabe k in das glagolitische Alphabet eindringen konnte (Vgl. die leere Stelle auf der Taf. III in der Zeile 11 unter „Kul'bafin“). Die Ableitungen von dem griechischen kursiven bzw. minuskelen k von Taylor, Jagić, Běljaev sind hier auf der Tafel III, Z. 11 wiedergegeben. Am wenigsten kann man dabei die Jagić'schen runden k-Formen in Anspruch nehmen. Schon viel eher paßt eine der edigen Formen unter den Beispielen Taylors, die allerdings zeitlich einer viel früheren griechischen Kursivschrift angehört, als es Jagić aus kyrillo-methodianischen Erwägungen hätte zulassen können. (Die Beispiele von Jagić auf der Tafel III stammen aus dem 8.—10. Jh.) Wendet man sich aber zur lateinischen Schrift, so stößt man auf eine Anzahl von Formen, die, obwohl geometrischer als die griechische Minuskel, dennoch das Gefüge des glagolitischen Zeichens auch nicht eindeutig wiedergeben (Taf. I K Nr. 1—5). Nur ein lateinischer k-Buchstabe entspricht im höchsten Maße der Struktur des glagolitischen Zeichens, etwa des der Prager Fragmente (Taf. I, das 4. glagol. Zeichen). Bei uns ist das Zeichen eingeklammert als Nr. 6 zu sehen. Dieser lateinische Buchstabe wurde nach van Hoesen (Taf. 6,<sup>1</sup>) wiedergegeben. Das Zeichen stammt jedoch aus dem 6. Jh.<sup>124</sup>), und es bleibt die Frage offen, inwiefern verwandte Buchstaben auch ein bis zwei Jahrhunderte später im Gebrauch gewesen sein könnten. Wenn man im Hinblick auf den seltenen Gebrauch des k-Zeichens in lateinischen Schriften betreffs des zeitlichen Vorkommens eine gewisse Rücksicht auf diesen Buchstaben als zulässig gelten läßt, kann man behaupten, daß ungeachtet aller orientalischen oder griechischen Ableitungen der k-Buchstabe des Cod. Vat 6064 uns den besten und eindeutigen Beweis von der Zugehörigkeit dieses Buchstabens zum Westen liefert. In unserem Fall wäre es an sich nicht unbedingt als eine Widerlegung der westlichen Herkunft des Buchstabens zu bezeichnen, wenn sich zeigen würde, daß auch gute Belege in den griechischen Schriftstücken zu finden sind. Der lateinische Buchstabe k ist von Haus aus griechisch. Als ein solcher wurde er bestimmt von den meisten damaligen Gelehrten angesehen, und falls jemand im Westen neben lateinischen Kenntnissen auch griechische Ausbildung besaß, konnte leicht das übliche griechische k an entsprechender Stelle verwendet haben. Dessenungeachtet brachten die Vertreter der griechischen Minuskeltheorie bis jetzt keinen befriedigenden griechischen Buchstaben vor, um das glagolitische Zeichen überzeugend zu erklären. Die hebräischen Buchstaben braucht man nicht besonders in den Vordergrund zu stellen. Abgesehen davon, daß sie auch keine eindeutigen Entsprechungen liefern können, kann man nur folgendes sagen: Sucht man nach

<sup>123</sup>) Sbornik russkago archeologičeskago Obščestva I. Belgrad. 1927.

<sup>124</sup>) 1. April 540.



orientalischen Vorbildern für das glagolitische k, so kann man eine Anzahl von Alphabeten anführen, in denen sich irgendwelche Anklänge an das glagolitische k finden werden. Es soll hier nicht näher versucht werden zu klären, warum, angefangen von südarabischen Inschriften, über verschiedene vorderorientalische, dann griechische, georgische, lateinische u. a. Alphabete, der Buchstabe k eine gewisse Gruppe von verwandten Zeichen bildet (vergl. S. 524, Anm. 38, 39 und S. 525, Anm. 41). Wir wollen auf dem Standpunkt beharren, daß, soweit sich im lateinischen oder griechischen Schriftwesen gute Belege auffinden lassen, alle entfernteren Alphabete, falls sie nichts besseres bieten können, unberücksichtigt bleiben können.

L. Das Problem des glagolitischen l ist insofern nicht einfach, als es sich um zwei ganz verschiedene Formen dieses Buchstabens handelt. Rein funktionell gesehen sind beide Formen sehr verschieden. Die eine besteht aus einem sehr ornamentalen, fließenden Linienzug, der aus drei ineinanderverlaufenden Schlingen besteht — die andere ist wie ein umgekehrter T-Buchstabe L, dessen Enden je mit einer Kreisschlinge versehen sind. Der formale Abstand zwischen beiden Zeichen ist jedoch nicht groß. Der untere Teil des Buchstabens ist in beiden Fällen fast gleich. Der Unterschied zwischen diesen beiden Zeichen besteht bloß in der Art der Auflösung der oberen Schlinge. Es hat sich wahrscheinlich im Laufe der Zeit eine Form aus der anderen zwangsläufig ergeben.

Mit verhältnismäßig wenigen Ausnahmen denkt man sich das glagolitische l als vom griechischen λ abhängig. Man könnte eine solche Annahme nicht ohne weiteres von der Hand weisen, wenn nicht manche lateinische l-Buchstaben eine andere und zwar, meiner Meinung nach, viel bessere Vorwegnahme der glagolitischen l-Buchstaben darstellten. Im Grunde genommen sind die verschiedenen griechischen sowie lateinischen l-Formen, wenn auch entfernter, miteinander verwandt. Zweifellos gehört auch der glagolitische Buchstabe in dieselbe, sagen wir zunächst griechisch-lateinische Umwelt. Auf die phönizische oder samaritanische Ableitung von Rački und Bondrák genügt es in diesem Zusammenhang bloß hinzuweisen, da vom Standpunkt der griechischen Minuskeltheorie allein solche Anknüpfungsversuche als überflüssig angesehen werden.<sup>125)</sup> Die lateinischen Vorbilder, die z. B. von Wessely aus dem 5. Jh. n. Chr. herangezogen wurden, kommen teilweise ähnlich ausgestaltet auch im 8. Jh. vor. Man vermißt jedoch unter seinen Belegen jene anderen Formen, auf die wir nun als mögliche Vorlagen des glagolitischen l-Buchstabens hinweisen möchten.

<sup>125)</sup> Bajs, Rukovět' S. 67.

Verschiedene kursiv-lateinische Formen können sowohl dem einen wie dem anderen glagolitischen l-Zeichen zugrunde gelegen haben. Ueberzeugende Kriterien, auf Grund deren man sich für eine dieser Formen entscheiden müßte, kann ich zunächst nicht angeben. Es wird daher die Sache der Ueberzeugung bleiben müssen, welche dieser Formen als beste Verknüpfungsbeispiele anzusehen sind. Die Umschau nach dem l im lateinischen Material verschafft uns nur die eine Gewißheit, daß die lateinischen Formen auf eine viel organischere Art und Weise den glagolitischen ähneln, als es die griechischen Zeichen tun. Auf unserer Tafel I sind zunächst die Formen zu sehen (Nr. 1, 2, 4, 5, 6, 7), die durch ihren senkrechten Aufbau und insbesondere durch die Schlingenbildung an dem senkrechten Strich (daselbst Nr. 1, 4, 5, 7) an eins der beiden glagolitischen Zeichen entfernt erinnern. Diese Formen wurden den Schriftarten entnommen, aus denen wir sonst sehr gute Belege für andere Buchstaben schöpfen.<sup>126)</sup> In demselben Schulzusammenhang gehören jedoch auch l-Zeichen von der Art des Buchstabens Nr. 10 auf derselben Tafel I. Ein solches l-Zeichen kommt besonders häufig in einer lombardischen Privaturkunde aus dem Jahre 771 vor und stellt eine, gegenüber anderen, aus dem 8. Jh. aus der Lombardei stammenden Urkunden, sehr ausgeprägte Sonderart des l-Buchstabens dar. Durch Weiterführung und Abschluß der auslaufenden Enden könnte man zu dem verschlungenen glagolitischen l-Buchstaben (Taf. I glag. Beispiel Nr. 1) kommen. Am meisten jedoch scheint mir der Zusammenhang des glagolitischen und des lateinischen Buchstabens durch das lateinische Beispiel Nr. 11 vertreten. Dieser Buchstabe gibt nicht nur auf genaueste Art und Weise die Skelettstruktur des glagolitischen „geraden“ l wieder, sondern er hat außerdem noch die Schleife an dem senkrechten Stiel, welche die entsprechende Kreisbildung am glagolitischen Buchstaben vorwegnimmt. Es fehlen nur die Kreise an den Enden der Basis des lateinischen Buchstabens, damit er zu einem glagolitischen würde. Nur ungern möchte ich mit dem Ansetzen vieler Kreise operieren, denn die griechische Minuskeltheorie hat in dieser Hinsicht die unwahrscheinlichsten Gebilde mehr oder weniger in glagolitische Buchstaben verwandelt. Vergleicht man jedoch die Grundstruktur des griechischen minuskelen λ-Zeichens mit dem zuletzt genannten lateinischen Buchstaben (Taf. III, Zeile 12, griechische Zeichen und das lateinische Beispiel 3 meiner Spalte), so sieht man, daß keiner von den griechischen Buchstaben durch zwei senkrechte aufeinanderstehende Striche gebildet wird, wie dies bei den glagolitischen (Taf. I, glagol. Buchst. 2, 3, 4; Taf. III, 3. 12, glagol. Buchst. 1, 2, 4; 1, 2) und diesem lateinischen Zeichen der Fall ist. Allerdings scheint die Form sehr selten zu sein, und ich verdanke dieses Beispiel dem Buche des van Hoesen.

<sup>126)</sup> Genauere Literatur bei den Angaben zu den Tafeln.

Ein verwandtes l entnahm ich einer merowingischen Urkunde aus dem Jahre 677 (Taf. I, Nr. 3). Auf jeden Fall kann man in den lateinischen Schriftarten die l-Formen finden, die sowohl dem zuletzt besprochenen „geraden“, wie auch dem vorher behandelten geschlossenen Buchstaben, recht gut entsprechen. Es sei noch zuletzt auf eine Sonderart der lateinischen l-Zeichen hingewiesen, deren Linienführung die ganze glagolitische l-Form — verdreht — in sich enthält (Taf. I, Abb. 8, 9). Es ist jedoch eine solche auffallig graphischer schwungvoller Federführung beruhende Ähnlichkeit kaum anders als zufällig zu nennen, und in struktureller Hinsicht sind diese Buchstaben nicht von Belang. Sie sind übrigens älter als die meisten unserer Belege.<sup>127)</sup>

Auf jeden Fall steht bei dem glagolitischen l-Buchstaben die ornamentale Seite mehr als bei vielen anderen Buchstaben im Vordergrund.

M. Wenn bei dem Buchstaben l die dekorative Seite stark in den Vordergrund getreten ist<sup>128)</sup>, so haben wir es bei dem Buchstaben m mit dem am meisten ornamentalen Buchstaben des ganzen glagolitischen Alphabets zu tun. Der glagolitische Buchstabe m ist in mehreren Abarten vorhanden. Außer jedem Zweifel gehen alle diese Abwandlungen auf einen Ursprungstyp zurück und die Aufgabe der Paläographie müßte sein, nicht nur alle diese Typen herauszustellen, sondern auch nach der Möglichkeit zu suchen, eine genetische Entwicklungsreihe dieses Buchstabens aufzustellen. Jagić charakterisiert diese Wandelbarkeit folgendermaßen: Der glagolitische Buchstabe m „verändert sich auf diese Weise, daß die unteren Rundungen mit den oberen auf verschiedene Art und Weise verbunden werden. Die Verbindung findet entweder mittels zweier in einer Ecke zusammenlaufender Linien oder durch einen senkrechten Strich statt, in dem die beiden Linien zusammenfallen, oder aber einfach durch einen senkrechten Strich, welcher beide horizontal verbundenen Kreispaaire vereinigt“.<sup>129)</sup> Man kann sich diese Abwandlungen auch so anschaulich vorstellen, daß man nur den einen, sagen wir, den linken Kreis sich als mit den oberen Kreisen verbunden denkt. Der andere Kreis (der rechte) mit einem entsprechenden Linienansatz ist an den ersten auf verschiedensten Stellen geknüpft. Diese neue mit Kreis versehene Linie kann sich mit dem Grundstrich sowohl ganz unten wie in der Mitte oder ganz dicht am Ansatz am oberen Teile verbinden, sie kann auch darüber hinweg die Verbindung mit der Grundlinie verlieren und als selbständiger Teil an dem oberen Buchstabenelement ihren Anschluß suchen. Die Kiever Blätter verfügen über mehrere Abarten des Buchstabens, die allerdings

<sup>127)</sup> Literatur bei den Angaben zu den Tafeln.

<sup>128)</sup> Taf. I Buchst. M.

<sup>129)</sup> B. Jagić, Enciklopedija III S. 141.

alle mit einem Strich an den oberen Teil anschließen. An die Kiever Blätter schließt sich grundsätzlich eine ganze Reihe von glagolitischen Denkmälern an. Wir wollen diese Tatsache vor Augen halten, denn obgleich wir sowohl für die Buchstaben mit einem Strich sowie auch für die Buchstaben mit zwei ansetzenden Strichen Verknüpfungsmöglichkeiten im lateinischen Alphabet besitzen (vgl. Taf. 1, lat. m Nr. 1—8 und Nr. 9—11), in Anbetracht jedoch der Tatsache, daß (soweit ich sehe), die logische Entwicklung aller glagolitischen m-Formen sich von dem Typus mit einer Ansatzlinie aus besser und einheitlicher gestaltet und auch die Anzahl der Varianten zweifelsohne dem Typus näher steht, muß man dazu neigen, ihn als ursprünglich vor allem vor Augen zu halten.

Taylor und Jagić und nach ihnen die Vertreter der griechischen Richtung sehen im glagolitischen Buchstaben eine Umwandlung des griechischen kursiven  $\mu$ <sup>130</sup>). Man könnte zur Not an eine solche Ableitung denken, denn die senkrechten Striche des Buchstabens verfügen öfters über ein paar Schlingen, und solche Schlingen könnte man sich irgendwie als Ausgangspunkt zur Bildung des glagolitischen Zeichens vorstellen (Taf. III). Rein konstruktiv betrachtet bieten jedoch diese griechischen Zeichen einen äußerst geringen Anhaltspunkt als Vorwegnahme des glagolitischen Buchstabens. Der Verlauf der Kreise sowie der geraden Teile der glagolitischen m-Formen ist so grundsätzlich von vermeintlichen griechischen Vorbildern verschieden, daß es sich in diesem Falle mehr um einen ganz lockeren Anklang als um eine Anlehnung an das griechische Zeichen handeln kann.<sup>131</sup>) Dieses bloße „Anklingen“ an ein griechisches m besteht auch grundsätzlich bei anderen nicht nur griechischen, sondern auch lateinischen m-Arten. Letzten Endes gehört auch hierher der normale griechische und lateinische Großbuchstabe M. Diese normale Grundform des M-Zeichens dient entwicklungsmäßig als Grundlage aller übrigen sei es der monumentalen oder der flottgeschriebenen kursiven Zeichen, sowohl des griechischen wie des lateinischen Alphabets. Das glagolitische m-

<sup>130</sup>) Vergl. J. B a j s, Rukovět', S. 68. „Darüber einigen sich fast (skoro) alle neueren Autoren.“

<sup>131</sup>) Einen interessanten Hinweis auf ein griechisches  $\mu$ , dessen unterer Anfangsstrich mit einer Rundung beginnt, bietet Prof. B a j s, Rukovět', S. 68. Allerdings weist dieses  $\mu$  keine weitere Schlingenbildung wie auch keinen Ansatz zu einer solchen Bildung auf. Die anderen Beispiele bei Prof. B a j s und insbesondere das  $\mu$  mit Schlingen an den senkrechten Buchstabenstrichen sind weitaus die wahrheitsgetreuesten Belege der griechischen Minuskel des  $\mu$ . Die Belege von anderen Autoren, wie sie etwa auf der Tafel III in der griechischen Abteilung zu sehen sind, neigen zu großen Uebertreibungen in Bezug auf die Veranschaulichung dieser Schlingen.

Zeichen ist zweifelsohne im weiteren Sinne auch eine Derivatform eines solchen M. Der Anklang an dieses M besteht nicht so sehr in irgendwelchen greifbaren strukturellen Zusammenhängen als vielmehr in dem allgemeinen Eindruck der linienreichen symmetrischen breitgelagerten Struktur sowohl des griechisch-lateinischen wie des glagolitischen m. Der reale strukturell-graphische Zusammenhang zwischen unserem glagolitischen m und einem großen griechisch-lateinischen M ist nicht faßbar.<sup>132)</sup> Die Umschau nach dem strukturellen Zusammenhang zwischen dem glagolitischen und dem griechischen oder lateinischen Zeichen ist verpflichtend. Aus diesem Grunde ziehen wir die lateinischen Unzialformen des m-Buchstabens des 8. Jh.s vor, da ein solcher die Grundstruktur des glagolitischen Zeichens durchaus vorwegnimmt, insbesondere wenn man bedenkt, daß der mittlere Strich eines solchen lateinischen Buchstabens schon von vorneherein die Ansätze aufweist, aus denen sich leicht in Weiterverfolgung des Linienzugs die Kreise herausbilden konnten (Taf. II, Abb. 9, 10). Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß der glagolitische m-Buchstabe, wie schon erwähnt, durchweg im ornamentalen aufgegangen ist, so daß es in vereinzelten Fällen zu einer Art vierblättriger Rosette führen kann.<sup>133)</sup> Dementsprechend konnten sich die ursprünglich an dem Mittelstrich des lateinischen m-Buchstabens angebrachten Rundungen bald verselbständigen und vom Ansatzstiel entfernen. Die Kiever Blätter, die Prager Fragmente u. a. haben diese unteren Rundungen noch recht nahe am Stiel. Später, und vor allem in der Weiterbildung der Glagolica über die uns angehende frühe Zeit hinaus wucherten die unteren Kreise weit über die oberen hinaus, so daß der Buchstabe unten viel breiter als oben wurde. Das sind Dinge, die die Entwicklung des schon fertigen Zeichens angehen und ohne Einfluß auf die Untersuchung des Ursprungs des Alphabets sein dürften. Wenn man sich solche Entwicklungstendenzen des Zeichens vergegenwärtigt, kann man getrost auch bei dem m-Zeichen trotz des ornamentalen Uebergewichts den strukturellen Anschluß an lateinische Buchstaben finden. In anderen Kultursphären außer der griechisch-lateinischen wird schwerlich etwas Passendes zu finden sein. Bei semitischen Belegen verzichtete selbst Bondrák auf eine besonders betonte Hervorhebung diesbezüglicher Verwandtschaften.<sup>134)</sup>

<sup>132)</sup> Eine späte Form des glagolitischen m ist mit einem majusklen griechischen oder lateinischen M identisch. Vielleicht liegt in dieser Vertauschbarkeit zwischen griechisch und lateinisch der besondere Grund warum Jagić diesen Buchstaben (nach Dobrovský) auch als lateinisch gelten ließ. Er dachte allerdings beim Vorkommen solcher M-Formen im Psalt. Sinait. auch an ein griechisches Vorbild.

<sup>133)</sup> Vgl. den Schröder Epistolar; Angaben bei J. B a j s, Rukovět' S. 67.

<sup>134)</sup> N. f. sl. Ph. 18, 19, 1896, 1897, S. 541 ff. S. 167 ff.

N. Der Buchstabe n ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen im glagolitischen Alphabet, der auf eine sonderbare und unerwartete Weise die Beziehung zur lateinischen Vorlage verrät. Der größte Teil der Forscher hat sich für griechische Provenienz entschieden, obwohl nur eine geringe Verwandtschaft zwischen dem glagolitischen n und dem griechischen Kursivbuchstaben besteht (Taf. III, 14). Die vermeintliche Abhängigkeit dieses Buchstabens vom Griechischen hat die paläographische Auswertung soweit beeinflusst, daß die typische glagolitische n-Form, welche mehrere wichtige alte glagolitische Denkmäler beherrscht, keine Berücksichtigung fand. Gemeint sind die Formen, in welchen die nach links horizontal verlaufenden parallelen Striche sehr lang sind im Verhältnis zu den Ausmaßen des ganzen Buchstabens und verhältnismäßig eng beieinander liegen, wie z. B. im Codex Zographensis, Codex Marianus, Glagolita Clozianus, Euchologium Sinaiticum. Ob diese Parallelstriche ursprünglich so lang waren, wird womöglich die nachfolgende Untersuchung zeigen. Vermieden wurden diese Formen, weil man den Buchstaben von dem griechischen abhängig wissen wollte. An dem griechischen  $\nu$ -Buchstaben gibt es aber überhaupt keine Strichansätze. Zweifelsohne nur aus diesem Grunde enthalten die Zusammenstellungen von Jagić und Bajs keine derartigen Zeichen. Denn kurze Striche an langgezogenen Formen lassen sich bequemer in gewisse Nähe zum vermeintlich griechischen Vorbild rücken. Da aber größtenteils keine Klarheit über das ursprüngliche Aussehen glagolitischer Buchstaben herrscht, ist eine Sonderwahl bestimmter Formen in Bezug auf die Norm der zu Grunde gelegten Theorie berechtigt. Eine glagolitische Paläographie als solche, mit Berücksichtigung des Tatsachenmaterials ohne Rücksicht auf die theoretisch-ideologische Einstellung existiert aber nicht.

An und für sich ist der glagolitische n-Buchstabe ein sehr sonderbares unsymmetrisches Gebilde, so daß es durchweg nicht zu verwundern braucht, wenn man ihm auch weniger ähnliche, aber doch irgendwie anklingende Buchstaben, wie es mit dem griech.  $\nu$ -Zeichen der Fall ist, zu Grunde legen möchte. Umso überraschender muß aber die Tatsache erscheinen, daß etwa die merowingischen lateinischen n-Formen, in die liegende Lage gebracht, das glagolitische n bis in die kleinsten Einzelheiten wiederholen. (Vergl. auf Taf. II N den dritten glagolitischen und den lateinischen l'-Buchstaben, der der Unterschrift des Merowingischen Königs Chlodwig aus dem J. 691 entnommen ist.) Und gerade die langgezogenen Striche des glagolitischen Buchstabens passen so gut zu den langgezogenen n-Formen der merowingischen Urkunde, wie sie auf der Taf. II, Nr. 1 bis 7 vor uns da stehen. Es ist aber möglich, daß diese Schlankheit der Parallelstriche in beiden Fällen sekundär ist. Denn die merowingischen n-Buchstaben sind typische Vertreter der lateinisch-merowingischen Kanzleiminuskel, die

an sich eine schlanke, hochgezogene Schrift ist; die glagolitischen n-Buchstaben mit langen Horizontalstrichen sind aber am ehesten als Produkt der kalligraphischen horizontalen Reihung glagolitischer Buchstaben der sogenannten mazedonischen Schule anzusehen. Eine ursprünglichere lateinische Form als die merowingische ist insbesondere die n-Form der jüngeren römischen Kursive wie sie nach der ravennatischen Urkunde aus dem 6. Jh. auf der Taf. II, Nr. 9 abgezeichnet da steht. An den Beispielen 10, 11 derselben Tafel lernen wir zwei lateinische Buchstaben des langobardischen Hoheitsgebietes des 8. Jh.s kennen, und wir sehen, daß die letztgenannten Buchstaben in Bezug auf das Schlanksein einen größeren Zusammenhang mit den Buchstaben des 6. Jh.s aufweisen, als es die merowingischen Zeichen tun. Ähnlich verhält es sich mit den glagolitischen n-Buchstaben. Denn die glagolitischen Denkmäler anderer Schule, wie etwa die Kiever Blätter oder die Prager Fragmente, enthalten andersproportionierte Buchstaben (Vergl. Taf. II N, glagol. Buchst. 2, 4 u. 5). Insofern besteht eine Möglichkeit der ursprünglichen Aufnahme des lateinischen n-Buchstabens in das glagolitische Alphabet in einem Kultur-Umkreis, wo der lateinische n-Buchstabe eine breitere und kürzere Form hatte, als dies in der Königskanzlei des Merowinger-Reiches der Fall war. Nur die Frage mit der Drehung des lateinischen Buchstabens (um etwa 90 Grad), damit er zum glagolitischen werde, erscheint zunächst ganz sonderbar. Es fehlte freilich hie und da nicht an Versuchen, bei den Ableitungen der glagolitischen Buchstaben die vermeintlichen Vorlagen hin und her zu drehen, um zum erwünschten Ziele zu gelangen, im Fall unserer Untersuchung aber war es nirgendwo sonst außer in dem hier vorliegenden Falle nötig, zu solchen Mitteln Zuflucht zu nehmen.

Zu einer sehr befriedigenden Lösung dieses Sonderfalles gelangt man aber auf Grund von paläographischen Tatsachen selbst. Schon öfter wurde auf die merkwürdige Tatsache hingewiesen, daß das glagolitische Zeichen von der normalen liegenden Lage abweicht und sich nach links hinüberbeugt. Von unserem Standpunkt aus können wir sagen, daß es versucht, sich wieder auf seine ursprünglichen Beine zu stellen (Vgl. Taf. II N, glagol. Zeichen auf der dritten Stelle unten und das Zeichen auf der vierten Stelle). Jagić führte für seine „Glagolitische Schrift“ in der oft zitierten Enzyklopädie der slawischen Philologie ein typographisches Sonderzeichen für diesen schrägen n-Buchstaben ein. In der Tat kommt z. B. in dem

<sup>135)</sup> zuletzt von B a j s im Rukovët' S. 87.

<sup>136)</sup> Nach M. N. Speranskij, 'Tajnopis' v Jugoslavjanskich pamjatnikach pis'ma S. 5, Abb. 1 in der Encikl. slav. filol. Lieferung 4,3, Leningrad 1929 in der Zeile „az<sup>o</sup> Danil<sup>o</sup> pisach<sup>o</sup> sia“. Dort wird wohl versehentlich auf die Verwandtschaft mit den glag. Buchstaben in den „Wiener Blättern“ hingewiesen. Die Ähnlichkeit mit den n-Buchstaben der Prager Blätter ist aber entschieden größer.

zweiten Prager Fragment [A] nur ein solches schräges n vor. (Taf. II, glag. Buchst. auf der vierten Stelle.) Vergleicht man ein solches schräges glagolitisches n=Zeichen, wie das auf der Tafel II, mit einem n=Zeichen der schrägen lateinischen Schrift, wie dies etwa das Beispiel 9 derselben Tafel vergegenwärtigt, so ist die Winkeldifferenz gegenseitiger Schräglagen ganz gering. Gesezt den Fall, daß die Ursprungsschrift, zu der die Glagolica in irgendwelchem Abhängigkeitsverhältnis stehen dürfte, eine lateinische schräge Kursivschrift gewesen sei, ist es nicht ohne Sinn, demzufolge die schräge Lage der n=Buchstaben als ein Ueberbleibsel dieser ursprünglichen Anordnung des Buchstabens zu betrachten. Die Tradition eines solchen schrägen glagolitischen n muß seinen besonderen Wirkungskreis gehabt haben, denn in einer späteren, als Geheimschrift angewandten, glagolitischen Zeile in einer Minea=Hj. — einem liturgischen Kodex Nr. 105 des Kloster Zographos auf Athos — ist ein schräges n von einer noch entschiedeneren Betonung der Aufrechlage vorhanden als dies in dem Prager Fragment der Fall ist (Taf. II, glagol. Buchst. auf dem dritten Platz unten). Fast alle anderen alten glagol. Denkmäler enthalten n=Formen, bei denen der aufwärtsgehende Hauptstrich mehr oder weniger nach links geneigt ist. Diese Eigenschaft des Buchstabens, wenn dabei jedoch die Parallelstriche in wagerechter Richtung verbleiben, ohne die Tendenz zu haben sich zu heben, kann kaum als eine Resteigenschaft der einstigen Aufrechlage angesehen werden. Diese Verschiebung der Hauptlinie des Buchstabens könnte durch das innere Gleichgewicht des Buchstabens bedingt sein, nachdem nun einmal der Buchstabe n in seiner liegenden Lage verbleiben mußte. (Der schlingenartige Kopf des Buchstabens sitzt dann fester auf dem Buchstabengerüst, wenn die Linie sich nach rückwärts beugt.) Es scheint, daß überhaupt ein gewisses Streben nach dem Ausbalancieren des so jeglichem Gleichgewicht trozenden Buchstabens ihn mit der Zeit in diese geruhsame liegende Lage brachte. Wie sich aber auch letzten Endes die Sache mit der Drehung des Buchstabens verhalten sollte: Die Tatsache bleibt bestehen, daß er bis auf diese Drehung Punkt für Punkt dem lateinischen n entspricht. Das muß man als eine entscheidende Tatsache vor Augen behalten, falls man anderswo nach seinem Ursprung suchen wollte. Die griechischen Minuskelableitungen sind auf der Tafel III, Zeile 14, zu sehen. Um vom griechischen Buchstaben zum glagolitischen zu gelangen, muß man vier Operationen vornehmen: den oberen Seitenhaken abrunden, ihn durch eine Horizontale an den Hauptstiel anschließen und unten zwei parallele Striche ansetzen. Um sich diese Operationen zu sparen, verfährt man gelegentlich so, daß man, statt den griechischen Buchstaben mit Zugaben auszustatten, um ihn dem glagolitischen anzugleichen, die lästigen Akzidenzien am glagolitischen n beseitigt, und ein solches Gebilde dann als einen echten glagolitischen Buchstaben,



dem man ganz „ähnliche“ griechische Zeichen gegenüberstellt, darbietet. So finden sich auf einer Tafel im Lehrbuch von *Coner*, gegenüber den hier auf der Tafel III, <sub>14</sub> unter *Coner* angeführten griechischen Zeichen drei gleiche glagolitische Zeichen ohne deutliche Spur von den so einprägsamen Parallelstrichen der glagolitischen Originale.<sup>136a)</sup> Da alle Buchstaben in derselben dünnen Strichart und in demselben Format angeführt werden, ist eine möglichst vollkommene Anpassung griechischer und glagolitischer Zeichen erreicht worden. Solches Verfahren ist aber antipaläographisch. Zweifels- ohne steht dahinter ein Versuch, den Zwiespalt zwischen der Forderung der Theorie und der Wucht der Tatsachen zu überbrücken, aber das Ergebnis findet außerhalb des Suggestionkreises der in Frage kommenden Theorie, insbesondere in älteren glagolitischen Denkmälern, keine Bestätigung.

Wollte man trotz allem aus irgendeinem Grunde an der Zusammengehörigkeit des oben behandelten lateinischen n-Buchstabens und der glagolitischen Zeichen zweifeln, so verfügt außerdem die lateinische Minuskelschrift der in Frage kommenden Jahrhunderte über andere n-Formen, die zumindest einen ähnlichen Dienst leisten können, wie es die griechischen tun (Vgl. Taf. II, Abb. 12, 13)<sup>137)</sup>. Solche lateinische Buchstaben wurzeln in den Formen des 6. Jh.s und haben ähnliche Ahnenreihen wie die griechischen n-Zeichen, von denen man das glagolitische ableitete.<sup>138)</sup>

**O.** Der glagolitische Buchstabe o ist eine aufrechtstehende Doppelschlinge von der Art, daß zwei übereinanderstehende Kreise, die mehr oder weniger von einander entfernt sind, mit einem rechts verlaufenden Rückenbogen zu einer Einheit verbunden sind. Weil der Buchstabe aus zwei Kreisen besteht, war es naheliegend, ihn mit einem griechischen oder lateinischen o in Verbindung zu setzen. Allerdings sind die Omikron-Formen der schönen griechischen Minuskel des 9.—11. Jh.s mit ihrem geschlossenen einzigen Kreise, die *Jačić*<sup>139)</sup> anführt, weniger geeignet, um den komplizierten Aufbau des glagolitischen Buchstabens in eine unmittelbare Verbindung zu der griechischen Vorlage zu bringen (Taf. III, <sub>16</sub> unter *Jačić*). Auf noch größere Schwierigkeiten stößt man bei der Ableitung des Buchstabens vom griechischen Minuskel-Omega, denn dieser Buchstabe wächst in die Breite statt in die Höhe.<sup>140)</sup> Viel überzeugender sind die beiden ersten Beispiele *Taylor's* (Taf. III, <sub>16</sub> unter *Taylor*), die jedoch in der Form nur in der griechischen Kursivschrift vor dem 9. Jh. vorkommen. Alle diese und andere griechische o-Buchstaben werden aber in Bezug auf Aehn-

<sup>136a)</sup> Vgl. S. 511, Anm. 10.

<sup>137)</sup> Lit. bei Angaben zur Tafel II.

<sup>138)</sup> Vgl. *Arndt*, *Lat. Paläographie II*, Berlin 1906, Taf. 32 A. Textbd. S. 23.

<sup>139)</sup> *Četyre krit.-paleogr. stat'i*, 1884 Taf. II.

<sup>140)</sup> *Rački*, *Amfilochij*; Lit. bei *Wajs*, *Rukovět'* S. 68.

lichkeit mit dem glagolitischen o von lateinischen Vorbildern weitaus übertrassen. Die hier auf der Taf. II dargestellten lateinischen Beispiele veranschaulichen diese Behauptung zur Genüge. Wir brauchen auch demzufolge keine Zuflucht bei dem samaritanischen Vau-Buchstaben, den *Bondrák*<sup>141)</sup> herangezogen hat, zu nehmen. Der *Bondrák*sche Vergleichsbuchstabe ist übrigens von einer ganz anderen Form als der glagolitische. Das was das samaritanische Zeichen im gewissen Sinne mit dem glagolitischen o-Zeichen verwandt machen sollte, ist nur das Geöffnetsein des samaritanischen Zeichens nach links, also die so vielfach für orientalische Kombinationen herangezogene „Linksläufigkeit“ des Buchstabens. In den merowingischen lateinischen Urkunden sind aber z. B. die o-Buchstaben regelmäßig linksläufig, so daß alle Vermutungen betreffs der orientalischen Herkunft dieses glagolitischen Zeichens zuerst an dieser Tatsache ihre Berechtigung überprüfen sollten.<sup>142)</sup> Eine noch wichtigere Tatsache an diesen merowingischen o-Zeichen ist, daß sie z. B. um die Wende des 7. und 8. Jh.s öfters eine ausgesprochene Verwandtschaft, ja fast Identität mit dem glagolitischen o aufweisen. Abgesehen von dem unteren klar ausgebildeten Kreise ist der obere Teil an diesen lateinischen Buchstaben so weit im Sinne der glagolitischen o-Formen ausgebildet, daß es keine Möglichkeit gibt, an dieser Verwandtschaft gleichgültig vorbeizugehen. (Vergl. Taf. II, lat. o Nr. 2 ohne genaue Datumsangabe; Nr. 3 aus dem Diplom *Childeberts III.* aus d. J. 695; Nr. 4 aus einer Urkunde desselben fränkischen Königs aus dem Jahre 710.) Noch deutlicher ist die Beziehung des glagolitischen zum lateinischen Buchstaben an dem Beispiel 6 der Taf. II zu sehen. Allerdings stammt der Buchstabe aus einer ravennatischen Urkunde aus der Mitte des 6. Jh.s (Siehe Angaben zur Taf. II). Es ist durchaus möglich, daß eine solche Form in den lateinischen Schriften viel verbreiteter gewesen ist, als uns die äußerst spärlich gebliebenen Schriftdenkmäler aus dem in Frage kommenden 6. bis 8. Jh. Auskunft geben können. Der Buchstabe Nr. 6 ist von *Geitler* gefunden und für seine paläographischen Untersuchungen herangezogen worden<sup>143)</sup>. Als *Jagić*

<sup>141)</sup> *Bondrák* in *U. f. Sl. Ph.* 19, 1897 S. 169 ff.

<sup>142)</sup> Die Linksläufigkeit wurde mit besonderem Nachdruck von *Bondrák* im Archiv für Slavische Philologie 18, 1896 S. 556 als Beweis für Hebräisch-samaritanische Herkunft des glagolit. Alphabets hervorgehoben. Diese Auffassung hat gelegentlich bis auf heute ihre Nachwirkung. An eine Beziehung zu griechischen Buchstabenformen des 5. vorchristlichen Jh.s dachte noch *Miklosich* im J. 1858 in *Erich- und Gruber'schen Encyclopedie* S. 412, ein Gedankengang, der in der letzten Zeit verständlicherweise keine Anhänger mehr besaß.

<sup>143)</sup> *L. Geitler*, Die albanesischen und slavischen Schriften, S. 136. Dort ist der Buchstabe abgebildet. Unsere Nachzeichnung auf der Tafel II erfolgte nach dem Facsimile bei *Champollion-Figeac*, *Chartes Latins*, 2.e Fasc., das auch zur Grundlage der *Geitler'schen* Wiedergabe diente.

im Jahre 1884 bei der Gelegenheit der Auseinandersetzung mit dem Buche Geitlers über die slawischen und albanesischen Schriften seine griechische Minuskeltheorie aufstellte, war ihm selbstverständlich dieser lateinische o-Buchstabe bekannt gewesen, da Geitler in seinem Werke ihn in Originalgröße und in klarer Zeichnung auf Seite 136 wiedergegeben hatte. Bei der Besprechung des Buchstabens o sagt aber Jagić wortwörtlich folgendes: „Auch hier weist Geitler auf die römische kursive Schriftart des Buchstabens o als Quelle des glagolitischen; meiner Meinung nach kann man aber bei der griechischen Kursivschrift bleiben. Sei es wie es will, ein passenderes Zeichen (als ein griechisches) gibt es auch in der römischen Kursivschrift nicht“.<sup>144)</sup> Die Beispiele, die Jagić auf seiner Tafel II für griechische o anführt,<sup>145)</sup> können sich jedoch in Bezug auf die Ähnlichkeit mit dem lateinischen Beispiel Geitlers nicht messen. Das einzige, was Jagić dem ravennatischen von Geitler herangezogenen doppelschleifigen o entgegenstellen konnte, war das griechische Omikron-Zeichen in Verbindung mit anderen Buchstaben wie  $\lambda o$ ,  $\gamma o$ ,  $\delta o$ ,  $\pi o$ , wobei die den benachbarten Buchstaben angehörigen Striche teilweise zu dem Buchstaben o hinzugezählt wurden. Das Vorhandensein eines doppelschleifigen lateinischen o bei Geitler wird aber trotz der Auseinandersetzung mit den Geitlerschen paläographischen Befunden übergangen und verschwiegen. Vielmehr versuchte Jagić eine gewisse Vertuschungsmethode anzuwenden. Auf seiner Tafel II bildete er einige lateinische Wörter ab mit dem Ziel, zu zeigen, daß die lateinische Kursivschrift unvergleichlich mehr von der glagolitischen Schrift entfernt ist als die griechische Kursiv- oder Minuskel-schrift<sup>146)</sup>. Es fragt sich nur, warum Jagić nicht die von Geitler angeführten guten Beispiele, wie das betreffende o, abgebildet hat, sondern zu anderen Buchstaben griff, die von vorneherein dazu geeignet waren seine negative Einstellung zur lateinischen Schrift zu stützen. Abgesehen davon gibt es auch bei dieser kleinen Auswahl lateinischer Beispiele auf der Tafel III von Jagić unter einer Anzahl von ganz unbrauchbaren Vergleichszeichen einige o-Buchstaben, die sogar den von ihm selbst herangezogenen griechischen Belegen voranzustellen sind. Denn diese Formen haben die Fortsätze über die eigentliche Rundung in viel selbständigerer Art ausgebildet, als es bei den griechischen Buchstaben der Fall ist. Im übrigen erklärt sich diese Art der Auseinandersetzung Jagićs mit den Geitlerschen Ergebnissen dadurch, daß es J. vor allem daran gelegen war, die albanesische Hypothese Geitlers zu widerlegen, was ihm auch vollkommen gelang. Daß er aber die Tatsache des überall durchdringenden

<sup>144)</sup> J. B. Jagić, Četyre Kritiko-paleografskija Stat'i. St. Petersburg 1884. S. 155.

<sup>145)</sup> Dasj. Taf. II, sechste Abteilung.

lateinischen Materials weiter nicht beachtete und sich lieber an gewisse Ähnlichkeiten zwischen glagolitischen und griechischen Buchstaben hielt, ist Sache seiner Methode und der zweifelsohne aprioristischen Einstellung in Bezug auf die Abstammung der glagolitischen Schrift. Nicht nur bei o, sondern auch bei jedem anderen Buchstaben ist aber die Vorrangstellung der lateinischen Buchstaben vor den griechischen mit klarer Deutlichkeit zu erweisen. Dieses hier so deutlich an glagolitische o-Buchstaben ermahnende ravennatische o-Zeichen ist freilich eine seltene Ausnahme. Beachtet man aber alle übrigen lateinischen o-Beispiele der Tafel II, so sehen wir, daß dieser Buchstabe Nr. 6 sich organisch in die ganze Reihe von anderen lateinischen Belegen einfügt. Die meisten hier angeführten Beispiele (z. B. Nr. 1, 2, 3, 4, 5, 6, 8, 9, 10, 11) können mit gutem Grund als dem glagolitischen zugrunde liegend angesehen werden. In Bezug auf die Verwandtschaft mit den glagolitischen Buchstaben übertreffen diese lateinischen Buchstaben alles, was uns die Anhänger der griechischen Minuskeltheorie als glaubwürdig heranzuziehen imstande gewesen sind. Im übrigen dachte auch Šafařík unter anderem an ein „langobardisches“ oder gotisches o. Die Beispiele, die Wessely aus den lateinischen Schriften des 5. Jh.s brachte, (Taf. III, 16 unter Wessely) gehören in dieselbe Reihe wie die unseren aus dem 6.—8. Jh. Höchstwahrscheinlich geht auch der Ansatz in dem zweiten Bestandteil des glagolitischen u-Zeichens, welches in mehreren alten glagolitischen Denkmälern aus zwei nebeneinandergestellten o-Zeichen besteht, auf den nach rechts auslaufenden Strich der lateinischen Vorlagen (Vgl. Taf. II, o Nr. 2, 3, 5, 6, 8, 10) zurück.

P. Die von Šafařík und Rački vertretene Meinung, der glagolit. p-Buchstabe könnte womöglich hebräisch-phönizischer Art sein, dürfen wir ohne Nachteil übergehen, da das graphische Bild kaum die Anhaltspunkte dazu bietet.<sup>147)</sup> Viel konkreter sind die Gründe, daß das glagolitische p dem griechischen Minuskel-p entsprechen könnte. Die paläographischen Ergebnisse dieser Schule sind hier auf der Tafel III, Zeile 17 unter Taylor, Jagić, Beljaev, Kul'bašin, Conev zu sehen. Worauf es hier ankommt, ist vor allem die Ausgestaltung des rechten Beines des griechischen π Buchstabens zu einem geschlossenen Buchstabenelement wie es bei dem glagolitischen p-Zeichen der Fall ist.<sup>148)</sup> trotz dieser sehr weitgreifenden, zu dem Organismus des griechischen Buchstabens nicht gut passenden Verwandlung des griechischen π bleiben noch 2 wesentliche Merkmale an

<sup>146)</sup> Dasj. Taf. III und Text S. 191.

<sup>147)</sup> Šafařík, Památky S. 13; Rački, Pismo Slovjensko, Zagreb 1861. Vgl. Jagić, Enciklopedia III S. 73, 198; Bajs, Rukovět' S. 69.

<sup>148)</sup> Jagić, Četyre krit.-paleogr. stat'i S. 156.

dem glagolitischen Buchstaben, die nicht leicht aus einem griechischen Vorbild abzuleiten sind. Zunächst das für den glagolitischen Buchstaben wesentlich lange „Bein“ im Vergleich zu dem rechten Teil desselben Buchstabens. Es nützt wenig, wenn man gelegentlich die glagolitischen p-Buchstaben vor Augen führt, die kurze Beine besitzen.<sup>149)</sup> Die Tatsache bleibt bestehen, daß grundsätzlich in den alten glagolitischen Denkmälern der senkrechte Hauptstrich des Buchstabens im Verhältnis zum anderen Teil desselben Buchstabens länger ist, — ja sogar so lang, daß der rechte Teil des Buchstabens wie etwa in den Kiever Denkmälern, ganz hoch, beinahe verkümmert an diesem langen Stükteil aufgehängt ist. Auch das umgekehrte Verfahren, unter den griechischen  $\pi$ -Buchstaben solche herauszusuchen, bei denen der linke Fuß größer als der rechte ist, wird kaum entsprechende Dienste leisten, denn der griechische Buchstabe neigt im allgemeinen zu keiner Ueberbetonung einer Länge im Verhältnis zur anderen. Jagić führte keine solche abweichenden Formen ein. Auch Kul' b a k i n hat neuerdings in seiner Tabelle kein so überbetontes griechisches Zeichen vorgeschlagen. Viel merkwürdiger ist aber das andere Merkmal des glagolitischen p. Die Mehrzahl der wichtigsten und ältesten glagolitischen Denkmäler, wie die Kiever Blätter, Codex Zographensis, Codex Assemanius, Eucholog. Sinait. u. a. mehr, haben p-Formen, die sich durch einen Haken- oder Strichansatz an dem Buchstabenstiel auszeichnen. Zusammengezählt muß man die drei Merkmale der glagolitischen p-Buchstaben, also 1. die Rundung des rechten Teiles, 2. die große Länge des linken Stielteiles, und 3. den nach links laufenden Ansatz bei der Umgestaltung des griechischen  $\pi$  in einen glagolitischen Buchstaben zu dem Skelett des griechischen Buchstabens hinzufügen, um auf diese Weise zur Identität der Zeichen zu gelangen. Alle diese Merkmale haben wir aber fertig in den lateinischen p-Buchstaben des 7. und 8. Jh.s vorgebildet. Der glagolitische p-Buchstabe ist ein Gebilde, welches durch zeichnerisches Festhalten aller wesentlichen Teile des lateinischen p-Zeichens, ohne irgendeine Aenderung der gegenseitigen Lage der Elemente des Buchstabens, zustande kommt. Man sieht vor allem (vgl. Taf. II P, Nr. 2, 3, 4, 5, 6, 8, 10), daß der linke Ansatz nicht als eine nebensächliche Zutat angesehen werden darf. Denn in den meisten lateinischen p-Buchstaben verschiedenster Herkunft trifft man diesen Borderansatz als Buchstabenanfang. Von dieser Stelle aus fing man an den Buchstaben zu schreiben (man vergleiche z. B. die Nr. 4, 5, 7). Zweifelsohne gehörte dieser Ansatz oft auch zum formalen Aufbau des Buchstabens (Vgl. Nr. 2, 3, 8. Auf der Taf. II mußte

<sup>149)</sup> z. B. Jagić, Enciklopedia III, S. 198 der den Mazedonischen Blättern entnommene Buchstabe mit der Signatur 7.

<sup>150)</sup> Vgl. die Zusammenstellung bei B a j s, Rukovět' S. 89 und Jagić Encikl. III, wie oben.

man auf manche interessante Bildungen verzichten). Die Grundstruktur des lat. Buchstabens erkennt man aus der Nr. 7 der Taf. II. Solche Buchstaben haben oft einen noch mehr betonten linken Ansaß. Sie gehen auf jüngere römische Kursivformen zurück. (Vgl. Taf. III, Zeile 17 unter Wessely ein Beispiel aus dem 5. Jh.) Sogar der ausgesprochen hakenförmige Ansaß wie er bei den glagolitischen Initialen, z. B. im Psalt. Sinait.<sup>151)</sup> oder im Pariser ABC-Bulgaricum<sup>152)</sup> vorkommt, hat schon in manchen Buchstaben der merowingischen Kanzlei seine Entsprechungen, obwohl eine solche besondere „Ähnlichkeit“ nicht unbedingt als eine unmittelbare ursprüngliche Verwandtschaft auszulegen ist.

Einem besonders interessanten Fall begegnen wir im Diplom Dagoberts I. um das Jahr 630. Bei uns auf der Taf. II, Nr. 1 abgebildet, stellt er einen regelrechten „Prototyp“ des glagolitischen Buchstabens dar, allerdings ohne Vorderansaß. Dieser Buchstabe steht am Anfang der elften Zeile im Wort „perpetualiter“. Das bringt auf den Gedanken, daß der Schwung des Schreibers bei der neu anzufangenden Zeile zu solchen besonderen Bildungen unter Umständen führen konnte. Darin offenbart sich ein gewisser künstlerischer Gestaltungstrieb, der am vorhandenen Material nach neuen Wegen, vielleicht auch unwillkürlich, sucht. Als Gegenpol zu diesem Buchstaben aus dem 7. Jh. betrachten wir den Buchstaben Nr. 11 derselben Tafel II, der der Bulle des Papstes Johannes VIII. an Karl den Kahlen aus dem J. 876 entnommen ist.<sup>154)</sup> Wir sehen an diesem Beispiel, daß rund 250 Jahre nach der Urkunde Dagoberts I. eine ähnliche Umgestaltung des oberen p-Teiles erfolgte wie es bei den glagolitischen p-Buchstaben der Fall ist. Die zuletzt erwähnten lateinischen Buchstaben Nr. 1 und 11 sollen uns veranschaulichen, daß selbst dem lateinischen Schrifttum die Tendenz innewohnte, die übliche p-Form in einem verwandten Sinne umzugestalten, ähnlich wie wir es in dem glagolitischen Alphabet zu tun haben. Darum wäre es nicht angebracht, aus einem zufälligen Fund eines dem glagolitischen mehr verwandten p-Buchstabens voreilig den Schluß auf die nähere Heimat der Ursprungsschrift zu schließen, denn eine solche Umwandlung konnte eben auf verschiedenen Stellen erfolgen. Ja, das Vorkommen der Ansätze an den glagolitischen p-Buchstaben zwingt zu dem Schlusse, daß zur Grundlage dieser Zeichen etwas „rohere“ Formen

<sup>151)</sup> Abgeb. bei Jagić, Enciklopedia III, Taf. VI Abb. 11.

<sup>152)</sup> Abgeb. bei Jagić, daselbst Taf. VII, Abb. 16; Bajš, Rukovět' S. 11; Dhienko, Povstannja azbuky a. a. O. S. 160.

<sup>153)</sup> Pauer-Samaran. Les diplômes originaux des Mérovingiens Paris 1908, Tafel IV, Zeile 11.

<sup>154)</sup> Die Zeichnung des Buchstabens erfolgte nach Champollion-Figeac, Chartes latines sur papyrus de l'année 876, Paris 1835; Neueres Foto-Faksimile bei F. Steffens, Lateinische Paläographie II. Aufl., Taf. 62.

der üblichen lateinischen p-Buchstaben dienen mußten, und daß die Umgestaltung der lateinischen p-Schleife auf Grund des beliebten Stilisierungsprinzips mittels rund auslaufender Linienzüge erfolgte. Daß auch diese Tendenz im Grunde sich mit westlichem Geschmack zu decken pflegte, kann unter anderem auch unser p-Buchstabe demonstrieren. Der p-Buchstabe Nr. 12 ist ein Majuskelzeichen.<sup>155)</sup> Ohne auf die Teilstruktur des glagolitischen p-Buchstabens einzugehen, bemerkt man auf den ersten Blick, daß der glagolitische Buchstabe den lateinischen Formen sehr nahe steht. Das hat schon Dobrovský auf den Gedanken geführt, das glagolitische p wäre lateinischen Ursprungs. Auch ein typischer Förderer der griechischen Minuskeltheorie in ihren Anfängen, Amfilochij, konnte mit dem griechischen Vorbild nicht viel anfangen und ließ bei diesem Zeichen die lateinische Herkunft zu.<sup>157)</sup> Selbstverständlich war auch für Geitler die ursprüngliche Vorlage für seine irreführende albanesische Schrift, aus der das glagolitische Zeichen entstehen sollte, lateinisch. Das Ergebnis von Wessely sehen wir auf Taf. III, Zeile 17.<sup>158)</sup> Die lateinische Abstammung des glagolitischen p verteidigt auch Grunskij unter Berufung auf Geitler gegenüber der griechisch-kursiven Theorie von Běljaev.<sup>159)</sup>

Merkwürdig ist, daß die langobardischen Schriften des 8. Jh.s, die bei mehreren anderen Buchstaben eine sehr große Verwandtschaft zu den glagolitischen aufweisen, bei dem Buchstaben p versagen. Dagegen finden sich besonders gute Beispiele für das p in den merowingischen Urkunden: wohl ein Hinweis auf die Mittellage oder kulturelle Ueberdeckungslandschaft beider benachbarten Staaten als Ursprungsland der „Vorlage“ für das glagolitische Alphabet.

Q. Der lateinische q-Buchstabe wird hier nicht nur der Vollständigkeit halber angeführt, sondern um auf gewisse Verwandtschaft zwischen dem glagolitischen k und dem latein-kursiven q hinzuweisen. Dieser Buchstabe gehört dem lateinischen Alphabet in eigentlichem Sinne an. Trotzdem wollen wir uns lieber für den seltener vorkommenden k-Buchstaben entscheiden. Denn falls der auf der Taf. I dargestellte lateinische k-Buchstabe Nr. 6, der nach der Zeichnung des van Hoesen'schen Buches „Cursiv Writing“ (Taf. 6, col. 1) hier wiedergegeben wurde, dem Originalbuchstaben genau entsprechen sollte, dürfte kein Zweifel mehr aufkommen, daß als Vorlage zu dem glagolitischen k-Zeichen tatsächlich ein lateinischer k-Buchstabe dieser

<sup>155)</sup> Literaturangaben zu einzelnen Buchstaben bei dem Tafelkommentar.

<sup>156)</sup> Jagič, Enciklopedija III S. 56.

<sup>157)</sup> Jagič, daselbst S. 82.

<sup>158)</sup> Carl Wessely „glagol.-lat. Studien“, Leipzig 1913. Drei Buchstaben aus dem 5., der vierte aus dem 3.—4. Jh.

<sup>159)</sup> N. Grunskij, Kievskie glagoličeskie listki S. 38; nach Bajš, Rukovët' S. 69.

Art dienen mußte. Bei dem lateinischen q-Buchstaben dagegen treffen wir, abgesehen von der lautlichen Problematik, die sich bei diesen Buchstaben uns in den Weg stellen würde, nirgendwo den unteren freien Strichansatz, der dem glagolitischen k so eigen ist und der aus dem erwähnten lateinischen kursiven k so eindeutig zu erklären ist. Aus diesen Gründen muß der lateinische Buchstabe q als Vorbild für das glagolitische k ausscheiden.

**R.** Das an sich sehr irreführende Problem des glagolitischen r-Buchstabens erledigt sich merkwürdig einfach durch eine Gegenüberstellung mit gewissen lateinischen kursiven r-Formen. Zunächst muß ich einiges vorausschicken. Es ist eine Tatsache, daß es kaum einen glagolitischen Buchstaben gibt, der so sehr im gewissen Sinne an ein griechisches Vorbild erinnert wie der Buchstabe r. Der Unterschied gegenüber dem vermeintlichen Vorbild besteht darin, daß sich beim griechischen Buchstaben die Rundung rechts oben, beim glagolitischen dagegen rechts unten befindet. Durch eine etwaige Drehung läßt sich jedoch das griechische Zeichen nicht in ein glagolitisches umwandeln. Schon Dobrovský dachte an eine Umgestaltung des zyrillischen r. Das ist mit der Umgestaltung des griechischen ϱ identisch. Jagić nahm diesen Gedanken wiederholt auf, wobei er die Ursache für eine solche besondere Umgestaltung des griechischen Vorbildes in dem Wunsch nach einer Unterscheidung des glagolitischen p von r sah. Den paläographischen Anhaltspunkt für eine Verknüpfung des glagolitischen r mit dem ϱ sahen Taylor und Jagić in den Krümmungen, die der griechische Buchstabe am unteren Ende gelegentlich aufweist. Offenbar hat man hier den unwesentlichsten Teil des griechischen Buchstabens zur Grundlage des glagolitischen Zeichens gemacht. Wesentlich einfacher und überzeugender ist es, wenn man sich für eine normale Form des griechischen Zeichens entscheidet, wie dies z. B. Kul'bakin getan hat.<sup>162)</sup> Šafařík und Rački haben außerdem auf samaritanisches Reš hingewiesen, welches auch aus einer geschlossenen Schlinge, die sich an einen geraden Stiel anlehnt, besteht.<sup>163)</sup> Ich muß gestehen, daß ich fast bis zum Fertigstellen des vorliegenden Aufsatzes unter dem suggestiven Zwang der Ähnlichkeit zwischen dem glagolitischen und griechischen r stand und daß ich diesen Buchstaben als den einzigen Vertreter des griechischen Alphabets betrachtet habe, der Anspruch auf Berücksichtigung erheben darf. Die paläographischen Unstimmigkeiten, die zwischen dem glagolitischen und griechischen Buchstaben bestehen, schienen sich in Hinblick

<sup>160)</sup> siehe Jagić, Enciklopedija III. S. 56.

<sup>161)</sup> Jagić, Četyre krit.-paleogr. stat'i. S. 156.

<sup>162)</sup> Kul'bakin, Sbornik Russk. archeolog. obšč. B-Igrad I. 38. Er zählt jedoch den glagolitischen r-Buchstaben nicht zu den ganz gesicherten Abkömmlingen des griechischen Minuskelalphabets.

<sup>163)</sup> Vgl. Baž, Rukovět' S. 69.



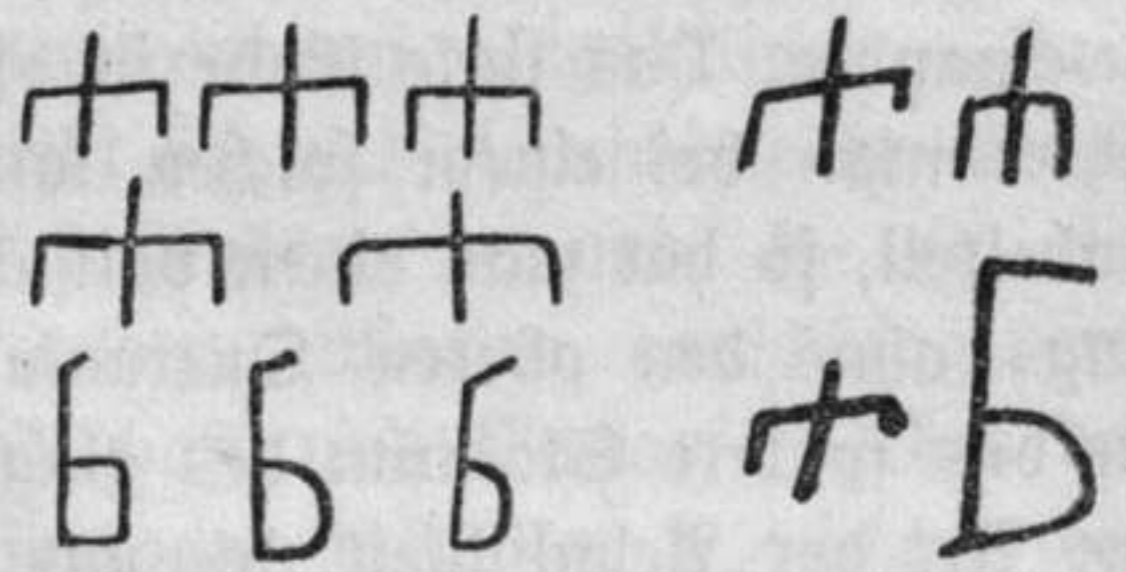
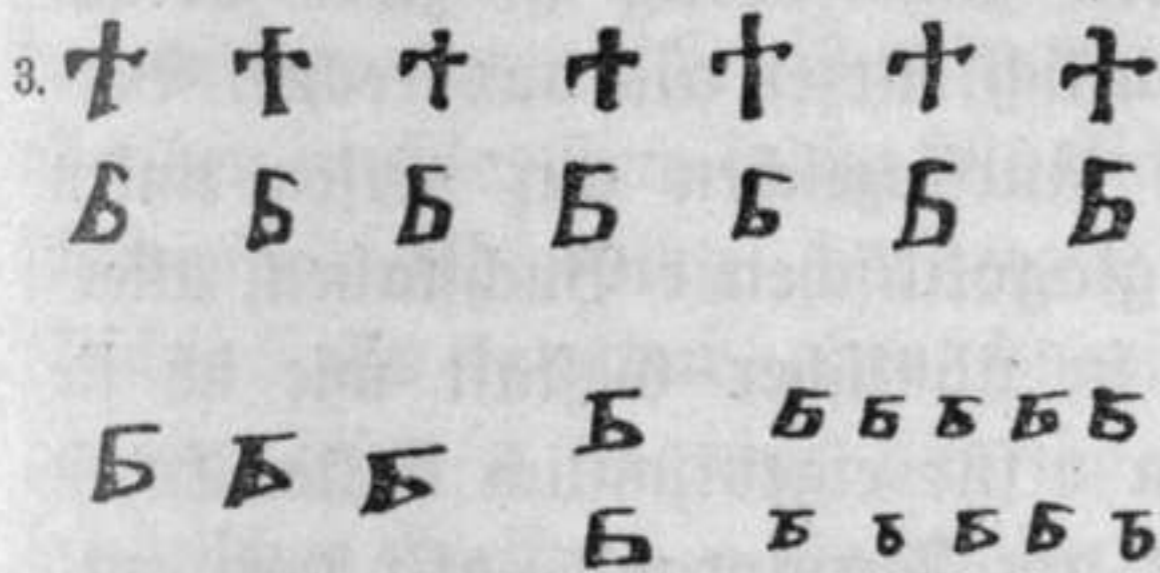
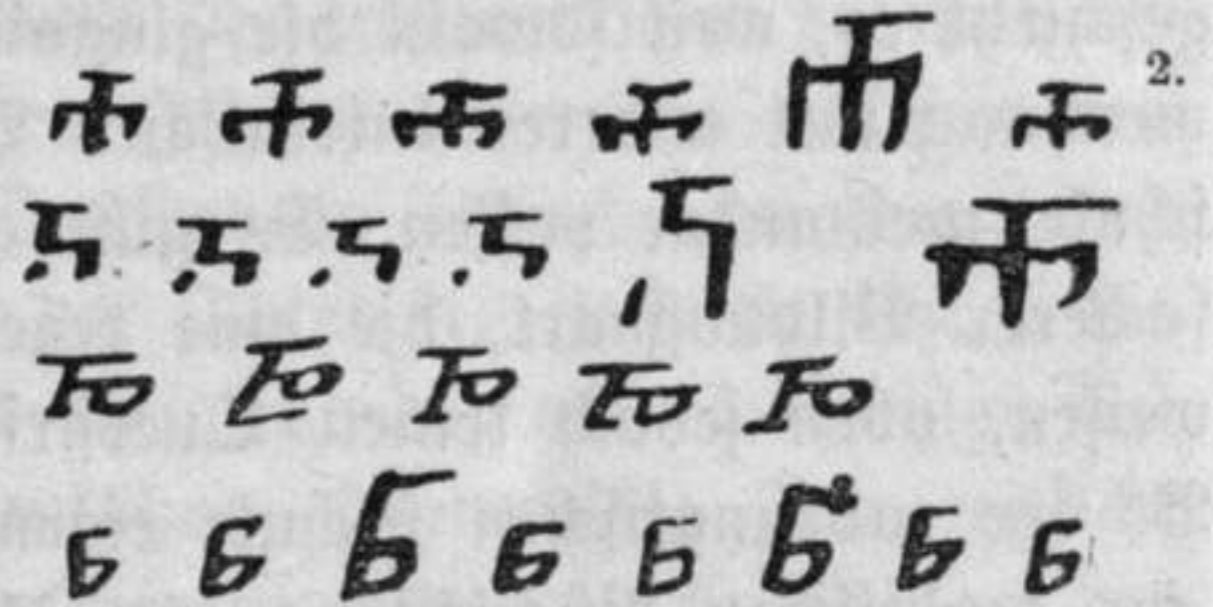
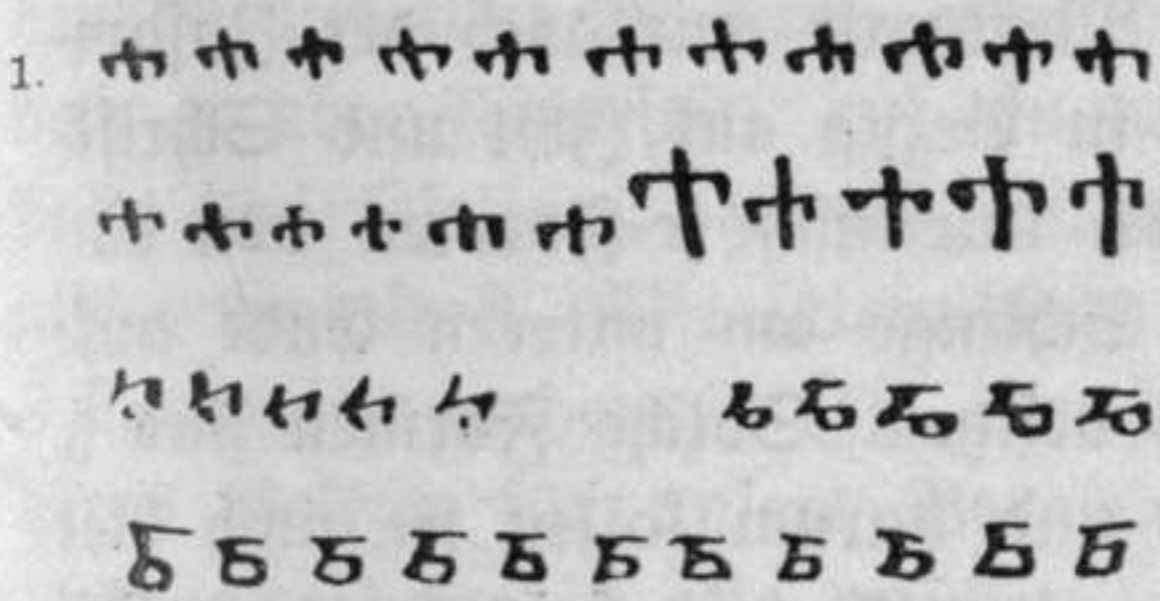
auf die Verwendung des  $\chi\rho$ -Monogramms in den lateinischen Schriften zu lösen. Da die lateinischen  $\chi\rho$ -Formen immer als ein x (ixs) und ein p (pe) nach der Art der jeweiligen lateinischen Grundschrift geschrieben wurden, schien eine Möglichkeit zu bestehen, das glagolitische r in Verbindung mit den lateinischen p-Buchstaben zu bringen.<sup>164)</sup> Man sieht in der Tat, daß gewisse lateinische p-Formen eine viel größere Möglichkeit der Annäherung an das glagolitische r zulassen, als es die griechischen  $\rho$ -Buchstaben tun. Insbesondere befindet sich der Ansatz der Schlingen bei diesen p-Buchstaben ziemlich in der Mitte des senkrechten Stieles, so daß es bei diesen Buchstaben sozusagen gleichgültig wäre, ob man auf den unteren oder oberen Restteil des Stieles verzichtete, wodurch man zum glagolitischen r ohne große Umstände gelangen könnte.<sup>165)</sup> Die Unzulänglichkeit einer solchen Aufstellung jedoch besteht vor allem darin, daß wir es im Gegensatz zu zwei verschiedenen glagolitischen  $\chi$ -Buchstaben nur mit einem einzigen r-Buchstaben zu tun haben. Auch bedürfte eine solche Annahme noch einer Klarlegung des Verhältnisses zwischen dem glagolitischen p- und dem glagolitischen r-Buchstaben.

Jeden Zweifel in Bezug auf die Abstammung des glagolitischen r wird beseitigt bei einer Gegenüberstellung dieses Buchstabens mit dem lateinischen kursiven r-Buchstaben gerade jener langobardisch-lateinischen Dokumente, in denen wir mehrere andere Belege für glagolitisch-kursiv-lateinische Verwandtschaften gefunden haben. Die hier auf der Tafel II wiedergegebenen lateinischen Zeichen sind dem Tafelwerk von Bonomi entnommen und stammen aus der ersten Hälfte des 8. Jh.s. Diese Feststellung kann man zu den besten Ergebnissen der vorliegenden Untersuchung rechnen, denn damit wird auch gleichzeitig eine äußerst wichtige Erkenntnis über die ursprüngliche Form des glagolitischen r gewonnen. Es stellte sich bei einer näheren Nachprüfung heraus, daß der bei dem glagolitischen r-Buchstaben oben nach rechts auslaufende wagrechte Abschlußstrich ein wesentliches Kennzeichen des betreffenden Buchstabens und keine bloße akzidenzielle Zutat ist. Hier werden einige Proben vor Augen geführt, um zu zeigen, daß dieser Schlußstrich zumeist eine ausnahmsweise Prägung im Vergleich zu ähnlichen Abschlüssen an anderen Buchstaben erfährt. Daß in

<sup>164)</sup> Vgl. Gustav Gröber, Grundriß der romanischen Philologie Bd. I. Straßburg 1904—1906. Tafel I. Epigraphik. Kursive Form aus Frankreich zw. 501 und 564. J. — Anm. S. 209: b, d, g, r finden sich in den Epigraphischen Handschriften zumeist in der kursiven Form.

<sup>165)</sup> Zur Schreibung des Buchstabens r in lateinischen Texten mittels des griechischen  $\rho$  (d. h. des lateinischen p-Zeichens) siehe z. B. auch M. W. Lindsay: The Bobbio scriptorium: its early Minuscule Abbreviations, Zentralblatt für Bibl. Wesen Bd. 26, 1909, S. 306. Ambr. F 60 sup. er, ri: p, „pi“.

gewissen relativ späteren glagolitischen Denkmälern, wie z. B. im Codex Asseman. Das Gefühl für das Wesentliche dieses Strichansatzes verloren ging, ist von einer geringeren Tragweite, wenn man das Gesetzmäßige dieser Strichanordnung an mehreren anderen Denkmälern aufzuweisen imstande ist. Dabei kann man beobachten, daß die westliche glagolitische Tradition in ihren Denkmälern sehr zäh an dieser Buchstabengestalt festhält. Wir können also auf Grund dieses Befundes behaupten, daß die westliche Schule in gewisser Hinsicht viel konservativere Züge des glagolitischen Alphabets in sich birgt, als dies in der sogenannten mazedonischen Schule der Fall ist.



4.

5.

6.

7.

8.

Um das Gesetzmäßige des Vorkommens des glagolitischen r mit dem oberen Strichabschluß als dem zu dem Buchstaben sachlich gehörenden Element zu veranschaulichen, lege ich die obige Zeichnung bei. Links (Nr. 1) sind alle Buchstaben einer Seite des Psalterium Sinaiticum aufgezeichnet, die überhaupt einen Querstrich aufweisen. Dazu gehören die a, k, ch und r Buchstaben. Wir sehen, daß a und k überhaupt keine Querstriche aufweisen. Nur ch und r haben diesen Abschluß. Immerhin begegnen wir unter den r-Formen solche, deren Strich öfters nur auf der rechten Seite der Vertikalen verläuft. Vergleicht man mit diesem Zeichen alle entsprechenden Buchstaben einer Seite der Wiener Blätter (rechts Nr. 2) so gewahren wir, daß hier alle a, k, ch, und r-Buchstaben den horizontalen Abschluß haben; bei den r-Formen ist jedoch dieser Strich regelmäßig rechts von der Vertikalen und geht nie über diese Grundlinie nach links hinaus wie es bei a, k und ch der Fall ist. Einige beliebige Beispiele aus den Kiever Blättern (Nr. 3) zeigen uns, daß die Behandlung dieser Abschlußstriche bei a und

bei r grundsätzlich verschieden ist. Dieselbe Logik begegnet uns in den Inschriftenfragmenten aus Veglia und Baška (Nr. 7, 8, alle a- und r-Zeichen). Einige weitere Beispiele des glagolitischen r-Buchstabens mit nach rechts verlaufenden Abschlußstrich sehen wir bei Nr. 4, 5 und 6 (Prager Fragmente u. a., oberhalb des Nr. 6 einige weiteren Formen aus Psalt. Sinait. nach Sever'janov).

Wenn man sich hier dazu entschließt, das langobardisch-lateinische r mit einem stark ausgeprägten, oben nach rechts verlaufenden Querstrich als eigentlichste Entsprechung des glagolitischen r-Zeichens voranzustellen, so geschieht es, weil sowohl die glagolitischen Merkmale, wie auch der Zusammenhang mit anderen lateinischen Belegen in Bezug auf Zeit und Schriftschule zueinander passen. Es gibt aber auch lateinische r-Formen von einfacherer Bildungsart, die eine regelrechte Schlinge am unteren Ende aufweisen, oben jedoch keinen Querstrichansatz besitzen. Solche Formen sind z. B. der ravennatischen Schule eigentümlich und darum sollen sie auch hier aus genetischen Rücksichten unter Umständen ins Auge gefaßt werden. Die Schlinge dieser Buchstaben läuft nach oben gabelförmig in zwei Striche auseinander. Das linke Ende ist oft beträchtlich kürzer als das rechte. Verzichtet man bei einem solchen lateinischen Kursivzeichen auf diesen linken Gabelteil, so hat man einen vollständigen glagolitischen r-Buchstaben, allerdings ohne den oberen Queransatz, also in ähnlicher Gestalt wie ich sie für das spätere Stadium des glagolitischen r für eigentümlich halte. Es ist jene Art der Ähnlichkeit, die uns öfter in der Formproblematik dort entgegentritt, wo die Umwandlung oder die Rückentwicklung der Formen zu Verwandtschaften führt, die zeitlich weit auseinanderliegen.

S (ß). Das glagolitische s, das eigentliche s-Zeichen, welches auch durch ein s lateinisch umschrieben wird, hat eine ausgesprochen pilzartige ornamentale Prägung erfahren. Der Fuß des „Pilzes“ ist dreieckig bis viereckig mit allen dazwischenliegenden Uebergangsstadien je nach der Neigung der Seitenlinien, wodurch dieser Fußteil einem Dreieck oder einem Rechteck näher kommt. Der Kopf des Buchstabens schwankt in der Größe im Verhältnis zum Fußteil. Er bildet gewöhnlich eine kreisartige Figur, die mehr oder weniger abgeplattet ist. Der Buchstabe i ist ein auf den Kopf gestellter s-Buchstabe; aus diesem Grunde wurde manches, was sich auf den s-Buchstaben bezieht, schon bei i gesagt. Verschiedene Versuche, den Buchstaben auf ein griechisches kursives  $\sigma$  (Sigma) zurückzuführen, müssen als mißlungen bezeichnet werden. Kein einziger der dargebotenen griechischen Vergleichsbuchstaben hat mit dem glagolitischen Zeichen irgendwelche nähere Verwandtschaft (Vergl. Taf. III, Zeile 19, unter Taylor, Jagić, Běljaev

Kul'basin, Conev).<sup>166)</sup> Bondrák bemerkt mit Recht<sup>167)</sup>, daß in diesem Falle der Kreis unten auf der Zeile ruhen müßte. „Nun ist aber bei unserem Zeichen der Kreis gerade oben.“ Bondráks Versuche aber, diesen Buchstaben auf althebräisch bzw. samaritanisch zurückzuführen, sind genau so wenig überzeugend oder brauchbar wie die, gegen die er sie anführt. Man kommt mit seinem samech-Zeichen höchstens zu einem gewissen vieredigen Fußteil des Buchstabens, bei dem aber der Kopf vollständig fehlt.<sup>168)</sup> Die Unzufriedenheit mit der griechischen Ableitung des Buchstabens veranlaßte auch N a h t i g a l sich an die Bondrák'sche Vermutung anzuschließen.<sup>169)</sup> Insbesondere ist auch G r u n s k i j mit der griechischen Ableitung unzufrieden<sup>170)</sup> und läßt die Frage nach der Herkunft des glagolitischen s offen, indem er aber seinerseits auf ein armenisches Zeichen hinweist. — Eine einfache Enträtselung des glagolitischen s-Buchstabens liefert uns das lateinische unziale S. Alle lateinischen Belege der Tafel II, Zeile S, Nr. 1 bis 8 stammen aus dem 8. Jh., aus der Zeit also, aus der wir die meisten anderen Belege für unsere Vergleichung anführen können.<sup>171)</sup> Der zeitliche Zusammenhang ist also gesichert. Zu beantworten wäre die Frage nach der Bevorzugung des unzialen Zeichens vor dem kursiven. Wahrscheinlich, weil der kursive lateinische Buchstabe noch einen anderen glagolitischen s-Laut abgeben mußte. Eine solche Möglichkeit bezieht sich auf die nicht leicht zu entscheidende Ableitung der noch zu besprechenden s- und ds- (z, dz) Zeichen. Es konnten aber dabei auch andere Motive ausschlaggebend gewesen sein, z. B. eine häufige Verwandtschaft und Vertauschbarkeit der lateinischen kursiven s-Buchstaben mit r, ja sogar mit dem p-Zeichen, wodurch sich in gewissen Texten, die zur Grundlage des glagolitischen gedient haben können, seit jeher ein eindeutiges, nicht irreführendes, unziales S eingebürgert haben dürfte.

<sup>166)</sup> Der Meinung war auch Rački in Pismo Slovjensko. Sonst dachte Rački und Šafařík an griech. Sampi Ραλ. Jagić, Enciklopedia III S. 73. Vajs, Rukovět' S. 70.

<sup>167)</sup> Archiv f. slav. Philol. 19, S. 181.

<sup>168)</sup> Dasselbst. S. 181, 3 Beispiele des hebräischen Buchstabens „Samech“ können genau so gut zur Verneinung als zur Bestätigung der vermeintlichen Beziehung zwischen Glagolitischem und Hebräischem dienen. Aus der kleinen Fortsetzung dieser Figur kann man auf beliebige Zeichen schließen.

<sup>169)</sup> Razprave Znanst. Druš. I S. 165. Eine solche hebräische s-Form hat übrigens schon Amfilochij auf seiner Tafel in „Dopolnenija k galičskomu sličitelnomu četvero-evangeliju. Moskva“, 1883 angegeben.

<sup>170)</sup> N. R. Grunskij. Kievskije glagolič. listki, vgl. Jagić, Enciklopedia III, S. 111.

<sup>171)</sup> Literatur und Vorkommen bei Angaben zu der Tafel II. Alle Belege wurden nach dem Werk: E. A. Lowe, Codices Latini Antiquiores, a palaeographical guide to latin manuscripts prior to the ninth century, Oxford 1934—1935, angefertigt.

Faßt man etwa die Beispiele 1 und 6 ins Auge, so wird man sogar die Möglichkeit zulassen müssen, daß im glagolitischen unter Umständen mit den dreieckigen oder viereckigen s-Füßen zu rechnen ist. Das Beispiel Nr. 6 ist einer insularen Handschrift des 8. Jh.s entnommen. Der letzte Buchstabe im Wort „decimus“ beseitigt jeden Zweifel, daß es sich etwa um ein verkehrt geschriebenes z handeln könnte. Diese dreieckige Form des lateinischen majusklen S-Buchstabens darf nicht zu gering in der Auswertung als Vorlage zum Glagolitischen veranschlagt werden, denn es ist damit zu rechnen, daß der obere Teil dieses Buchstabens gelegentlich runde Gestalt annahm, wobei zugleich der untere Teil edig verblieb.<sup>172)</sup> Ähnliches s sieht man auf der Taf. II S, Nr. 8. Abgesehen davon, besitzen wir in den lateinischen Buchstaben der Tafel II, letzte Reihe Nr. 1, 2, 4, 5 genug der deutlich redenden Zeugnisse, daß es sich im Fall des glagolitischen s-Zeichens um eine minimal umgeänderte lateinische s-Form handeln muß. \*) Ähnlich wie bei anderen Buchstaben, wie z. B. bei dem früher besprochenen g, ist hier der ursprüngliche dynamische Schwung des Linienzuges in eine statische konstruierende Form, beim gleichzeitigen Beibehalten aller wesentlichen Merkmale, übergegangen. Von diesem Standpunkt aus erkennen wir, daß das „pilzartige“ s vor dem auf den Kopf gestellten „pilzartigen“ i den Vorrang in Bezug auf Ursprünglichkeit einnehmen muß. Denn die hier vorgelegten lateinischen Beispiele ergeben zwangsläufig das glagolitische Zeichen. Es gibt hier keinen Widerspruch zwischen der Vorlage und dem neuen glagolitischen Zeichen. Da das glagolitische Alphabet vor allem bestrebt ist, das Ornamentale zu betonen, so wird eine solche dekorative einprägsame Pilzform, die auch die Kleinkunst in der vorkarolingischen Zeit beherrschte (darüber erst später), leicht Gefallen gefunden haben um auch die Gestalt eines anderen verwandt aussehenden Buchstabens in ihren Bann zu ziehen. Vielleicht war es sogar notwendig gewesen, den Gegensatz zwischen den verwandten i- und s-Zeichen auf diese Weise zu betonen indem man sie gegenseitig verkehrt aufstellte, wodurch sie an Kontrast gewannen. Denn z. B. eine i-Form, die nur aus zwei sich mit ihren Spitzen berührenden aufeinanderstehenden Dreiecken besteht, war weniger von einer „Pilzform“ zu unterscheiden, als wenn das untere von diesen beiden Dreiecken in einen Kopf umgewandelt würde. Die aufrecht stehende s-Form mit guter stabiler Stütze und mit einem richtig aufgehaltenen Rundkopf ist der Form nach

<sup>172)</sup> Solche gut ausgeprägten Buchstaben begegneten mir als ich noch nicht ernstlich an Unzialzeichen als Vorlage für glagolitische Buchstaben dachte. Nähere Angaben darüber können zur Zeit leider nicht erfolgen.

\*) Die insularen S-Formen (Taf. II S, Nr. 1 — 6) sind mehr geschlossen als die kontinentalen. Die norditalienischen unzialen S-Buchstaben geben nichtsdestoweniger gute Anhaltspunkte (Taf. II S, Nr. 7 und 8).

ursprünglicher und einprägsamer als ein Buchstabe der auf einem runden „Kopf“ zu stehen pflegt, wobei sein gerader Abschluß in der „Luft“ schweben muß. Dieser Gegensatz zwingt gleichzeitig zur klaren Unterscheidung der Buchstaben, auch wenn sie weniger korrekt gezeichnet würden. Würde dagegen nur das s eine Pilzform aufweisen, so müßte jede obere zufällige Abrundung eines anderen verwandten i=Zeichens zu einer störenden Berwechslung mit dem Hauptzeichen führen. Man darf also annehmen, daß das i=Zeichen sich einer größeren Stilisierungstätigkeit als der s=Buchstabe unterziehen mußte und zwar so, daß die „verkehrte“ Form des i erst als Gegensatz zu einer „normalen“ s=Form ins Dasein berufen wurde. Zu dieser Schlußfolgerung berechtigt uns die große Ähnlichkeit, die die lateinischen S=Formen (Taf. II S, Nr. 1, 2, 4, 7, 8) mit einem glagolitischen s haben. Die „normale“, stabile stehende Lage des s=Buchstabens spricht auch zu Gunsten des s=Zeichens als Grundform des ornamentalen Motivs, welches diese beiden Buchstaben, das i und das s beherrscht.

Was die Verwandtschaft der lateinischen und glagolitischen s=Buchstaben betrifft, beachte man, wie die untere flache Schleife des lateinischen s viel kleiner ist als die obere sich darüber lagernde (Taf. II, 1, 2).<sup>173)</sup>

Die hier vorgetragene Ableitung des glagolitischen s=Buchstabens ist neu. Die Ableitung von Wessely (Taf. III, 19)<sup>174)</sup> paßt auf den Buchstaben nicht und auch Geitlers Versuch das glagolitische s auf ein lateinisches c der jüngeren römischen (ravennatischen) Kursive zurückzuführen, ist nicht geglückt.<sup>174)</sup>

S transkr. „Z“. Sich einen Zutritt zu dem glagolitischen stimmhaften s auf dem paläographischen Wege zu verschaffen, stößt auf mancherlei Schwierigkeiten. Denn zuerst entsprechen dem lateinischen oder griechischen s=Buchstaben zwei verschiedene glagolitische s=Zeichen, mit zwei verschiedenen Lautwerten, 1. das „schwache“ s, der stimmhafte dentale Spirant der in der Neuzeit durch einen z=Buchstaben umschrieben wird und im Allgemeinen dem deutschen s entspricht, 2. das „scharfe“ s, der stimmlose dentale Spirant, welcher durch lat. s transkribiert wird (im Mittelalter dagegen oft mit z geschrieben wurde<sup>175)</sup> und welcher dem deutschen ss(ß)

<sup>173)</sup> Schöne S=Beispiele aus dem 8. Jh., die unserer Ableitung entsprechen, finden sich z. B. auch in einem Evangeliar der Kirche von Maeseyck. J. van den Gheyn, Album Belgique de Paléographie Bruxelles 1908. Pl. III. Die Schrift ist irische Minuskel mit charakteristischen p= und n=Formen. (Vgl. bei p und n.)

<sup>174)</sup> Widerlegung (diesmal richtig im Verhältnis etwa zu o) bei Jagić, Četyre krit.-daleogr. stat'i. S. 157.

<sup>175)</sup> Z. B. im Mittelhochdeutsch und in den ersten slaw. Denkmälern mit lateinischer Schrift — den Freisinger Denkmälern.

entspricht. Die glagolitischen Zeichen für beide Buchstaben sind vollkommen verschieden. Greift man aber das zweite von den zwei s=Arten, das „z“ heraus so stoßen wir wiederum auf eine Verwandtschaft mit einem weiteren, dritten Zeichen, welches auf dem glagolitischen Boden in mehreren der ältesten Denkmälern als ein besonderer Laut zu finden ist. Dieser Laut ist ds (dz), wenigstens soweit man ihm heute diesen Sinn zumeist beizulegen geneigt ist. Im Grunde hängt dieser dz=Laut ursprünglich mit dem z=Laut nahe zusammen, denn er vertritt in altglagolitischen Denkmälern öfter die Stelle von z (s)<sup>176)</sup> Graphisch sind die beiden Zeichen im glagolitischen Alphabet verwandt. Aus diesem Grunde habe ich die beiden Buchstaben in einer und derselben Abteilung bei dem Buchstaben S untergebracht. Es ist leicht, sie auseinanderzuhalten und zu unterscheiden, denn die dz=Buchstaben zeichnen sich durch das auf der Spitze stehende Dreieck aus. Die übrigen Formen sind die z=Buchstaben. Wir wollen uns also mit den beiden graphisch verwandten „S“-Zeichen, mit dem dz und z befassen. Im glagolitischen Alphabet nehmen sie die achte und neunte Stelle ein. Da sie beide im Zahlssystem als 8 und 9 aufgenommen wurden, sind sie in fertigem glagolitischen Alphabet als von Anfang an vorhanden anzusehen. Das „dreieckige“ dz=Zeichen<sup>177)</sup> erscheint in einer größeren Anzahl alter glagolitischer Denkmäler.<sup>178)</sup> Sonst kommt der Buchstabe nur als ein Zahlenzeichen vor. Das z=Zeichen ist dagegen in allen glagolitischen Denkmälern als Bezeichnung des s=Lautes vertreten. Anstatt des Dreiecks tritt hier ein Viereck ein und je nach dem Schriftdenkmal nimmt es eine rechteckige, rhombische parallelogramm-, trapez- oder trapezoidartige, gelegentlich auch teilweise abgerundete Form an.<sup>179)</sup>

Die gegenseitige Verwandtschaft dieser beiden Zeichen wird im allgemeinen nicht als feststehende Tatsache angenommen.<sup>180)</sup> Noch weniger

<sup>176)</sup> Beispiele bei Paul Dieks, Altkirchenflavische Grammatik I. Teil Heidelberg 1932 S. 47.

lit. Angaben zu dem glagolit. dz-Buchstaben bei Mik. van Wijk, Geschichte der altkirchenflavischen Sprache Bd. I, Laut- und Formenlehre. [Grundriß der slavischen Philologie und Kulturgeschichte. Herausg. von R. Trautmann und M. Vasmer] Berlin Leipzig 1931. S. 152.

<sup>177)</sup> Im Cod. Assem. und im mazed. Blatt ist die untere Dreieckspitze abgerundet.

<sup>178)</sup> Linksgewendet in Prager Fragm., Cod. Assem., Cod. Zogr., Mazedon-Blatt (von Srešnevskij), Psalt. Sinait., Evang. Ochr., Eingeschobenes Blatt im Cod. Zogr. — Rechtsgewendet in Glag. Cloz., Cod. Mariin., Pariser ABC, Epist. Michnov.

<sup>179)</sup> Jagić, Enciklopedia III, S. 189, Abb. 8; Vajs, Rukovět' S. 83.

<sup>180)</sup> Šafařík hat schon gesehen, daß die beiden Buchstaben in den ältesten Denkmälern sich fast nur durch die mehr oder weniger gerade Stellung unterscheiden (Památky hlchol. pism. S. 13). Vgl. Vajs Rukovět' S. 64. Insbesondere hat neuerdings Nahtigal in Razprave Znanstv. Društva 1923 S. 169 die Verwandtschaft zwischen beiden Zeichen betont.

hat man versucht das eine oder das andere Zeichen im Zusammenhang mit einer s-Vorlage zu bringen. Wenn das hier der Fall ist, so geschah es auf Grund einer merkwürdigen Verwandtschaft zwischen dem „dz“-Zeichen und dem jüngeren römischen Kursiven s (Vergl. Taf. II, lateinische S-Formen Nr. 7 und 8). Allerdings begegnen uns solche lateinische s-Formen in der Zeit, aus der wir die sonstigen Belege für glagolitisch-lateinische Verwandtschaft schöpfen, d. h. im 7. und 8. Jh., nicht. Jedoch weisen die s-Formen der merowingischen Kanzlei in der Zeitspanne von Anfang des 7. bis zum Anfang des 8. Jh.s (Vergl. Taf. II, lat. S, Nr. 1 und 2) deutlich darauf hin, daß wir unter Umständen mit einem Weiterleben ähnlicher spätrömischer s-Formen zu rechnen haben. Denn der untere spitze Teil dieses merowingischen Buchstabens ist mit den hohlen, spitzen, dreieckigen s-Formen Nr. 7 und 8 durchaus verwandt. Die oberen Teile des s-Buchstabens, nämlich die mit einem Kreis endenden Striche, befinden sich aber in derselben Anordnung, sowohl in der römischen kaiserlichen Kursive des 5. Jh.s, wie auch in der merowingischen Urkunde des 7. und 8. Jh.s, gleichwie in den glagolitischen — allerdings — dz!-Formen der bulgaro-mazedonischen Schule. Mit welchem Recht darf man aber den lateinischen Buchstaben s mit einem slawischen ds in Verbindung setzen? Die Antwort: Zuerst wissen wir überhaupt nicht mit Sicherheit, wie dieser ds (transkribiert dz) Buchstabe ausgesprochen wurde. Wir wollen aber die Anzeichen, daß der in Frage kommende Buchstabe den Lautwert ds haben sollte, als verbindend hinnehmen.<sup>181)</sup> Die südslawischen, insbesondere die mazedonischen Mundarten haben bis heute beide Laute z (= s) und dz (= ds) nebeneinander; ja das dz tritt oft an die Stelle, wo „normalerweise“ ein „z“ gesprochen werden müßte.<sup>182)</sup> Diese Mundarten waren auch in der Geschichte der altslawischen Literatursprache ausschlaggebend. Die Untersuchung des Schriftproblems führt uns aber zur Erkenntnis, daß diese slawische Sprachprovinz bei weitem nicht die einzige Quelle aller Tatsachen, die sich um das älteste Schrifttum gruppieren, anzusehen ist. Gesezt den Fall, daß in das bulgaro-mazedonische Gebiet die Schriftgepflogenheiten anderer slawischer Provinzen Eingang fanden und hier ihre klassische Prägung erfuhren — wäre es dann nicht durchaus folgerichtig, wenn man das ursprünglich einheitliche Schriftzeichen z (= s) in zwei Lautkomponenten gespalten hätte? Denn diese Mundart brauchte für ihre Sprache ein z und ein dz-Zeichen, wo eine andere mit einem Zeichen auskommen würde. Daraus ginge hervor, daß es durchaus möglich ist, daß ein s-Buchstabe sich zu einem ds umwandeln konnte. Von diesem Standpunkt aus leuchtet auch ein, warum die beiden glagoli-

<sup>181)</sup> Zit. Angaben bei Paul Diels, *Alt kirchenslawische Grammatik*, a. a. O. I. Teil, S. 47. Anm. 39.

<sup>182)</sup> Zur Literatur Paul Diels wie oben.



tischen Zeichen einander ähnlich sind. Denn einer von beiden müßte ein lokaler Vertreter des anderen sein. Sein Geltungsbereich war beschränkt. Die Frage ist nur, warum man das ursprüngliche s nicht als z beibehielt, warum ein dz dem lateinischen Vorbild ähnlicher ist als z. Hier stoßen wir auf eine Schwierigkeit, die unsere Anknüpfung des glagolitischen dz-Buchstabens an das erwähnte lateinische Vorbild erschüttern kann. Vielleicht geschah diese Zweiteilung eines ursprünglich einheitlichen z-Buchstabens unter der Einwirkung des griechischen Alphabets. Die griechische Minuskeltheorie, insbesondere Jagić, setzte das glagolitische z in Zusammenhang mit dem griechischen  $\theta$ -Zeichen. (Vgl. Taf. III, Zeile 9 unter Jagić und *Conov*). Sollte nun tatsächlich die Aussprache des griechischen  $\theta$  den letzten Redakteur des glagolitischen Alphabets an das slawische z (s) erinnert haben, so mag er unter dieser Einwirkung den früheren Buchstaben z in einer gewissen Richtung auf das griechische  $\theta$ -Zeichen hin umgestaltet haben. Vielleicht war die Aussprache des zweiten Buchstabens nicht so sehr ein d-artiger Laut, als vielmehr eine andere Abart von z (s) was natürlicherweise das Beibehalten des ursprünglichen Zeichens für diesen Laut wahrscheinlicher machen würde. Im übrigen kann die Verwandtschaft beider glagolitischen Zeichen z und dz untereinander viel zwingender auf den Gedanken führen, daß es sich hier um eine rein graphische Hervorbringung dieser beiden Buchstaben ohne neue Beeinflussung von außen auf Grund eines einzigen Vorbildes handeln könnte — eines Vorbildes, das mit unseren lateinischen Beispielen 7, 8 und 1, 2 nicht unbedingt identisch sein müßte. Die Verhältnisse sind bei den Buchstaben lautlich und graphisch zu wenig sicher, als daß wir hier auf diese Schwierigkeiten nicht hinweisen und das Problem um den dz und z-Laut einer späteren womöglich eindeutigeren Einsicht vorenthalten sollten. Eine solche Möglichkeit, den Buchstaben s (z) anders abzuleiten, bestünde unter Umständen in Hinblick auf das lateinische Beispiel des Buchstabens c aus der langobardischen Schrift des Jahres 755 (Taf. I, Beispiel 1 bei C). Vergleicht man das glagolitische s (transkr. z) der Tafel II (bei S) mit diesem lateinischen kursiven c der Tafel I, so sieht man, daß es nur des Abschlusses des nach oben geöffneten unteren Teiles dieses Buchstabens bedarf, um zu einer möglichst großen Uebereinstimmung mit dem glagolitischen s-Zeichen zu gelangen. Es wäre nur die Sache des entsprechenden vulgärlateinischen Dialekts, daß eine solche Angleichung zustande käme, insbesondere wenn man bedenkt, daß dieser Laut im slawischen eine „z“-Schreibart besaß und besitzt, und daß wiederum je nach der Aussprache des lateinischen c eine durchaus denkbare lautliche Verwandtschaft zwischen dem c und z bestehen konnte. Das erwähnte lateinische c ist sehr häufig, insbesondere auch in merowingischen Urkunden vertreten, wobei der nach oben geöffnete Untersatz des Buch-

stabens teilweise anders und auch größer ausgebildet wird, was die Verwandtschaft zum glagolitischen s-Buchstaben nicht beeinträchtigen, vielmehr fördern kann. Es bedarf aber vielleicht noch eines großen Weges in der aufs neue anzusehenden Erforschung des glagolitischen Problems im Hinblick auf ihre westliche Abstammung, um zu einer eindeutigen Anordnung des Buchstabens s (z) zu gelangen. Aus diesem Grunde werden gelegentliche Beobachtungen mancher lautlicher Spracherscheinungen im frühmittelalterlichen Vulgärlatein hier unerwähnt bleiben müssen, um nicht dem Zufall einen vielleicht irreführenden Platz einzuräumen. Es ist nicht verwunderlich, wenn man mit der griechischen Ableitung der Buchstaben z und dz keine Sicherheit erzielen konnte. Noch irreführender sind die Hinweise auf das phönikische z bei dem Buchstaben s (=z)<sup>183)</sup> oder auf griechische Ligatur Ϻ + σ, Θς (Taylor). Dagegen ist das lateinische Beispiel von Wessely (Taf. III, Zeile 19, unter Wessely S auf der zweiten Stelle) viel eher auf unseren Buchstaben dz anwendbar (vergl. dieselbe Taf. III, Zeile 6, der vierte glagolitische Buchstabe der Anfangsspalte) als auf den von ihm vorgeschlagenen „pilzartigen“ s-Buchstaben, den eigentlichen glagolitischen s (s, ss, š) = Laut, den wir schon früher (S. 570 ff.) besprochen haben.

T. Alle Anhänger der griechischen Minuskeltheorie leiten das glagolitische t von einem griechischen minuskel-τ ab. Ableitungen sehen wir auf der Taf. III unter Taylor, Jagić, Běljaev, Kul'bakin, Conev. In der Kritik der albanesischen Theorie Geitlers streift Jagić an dem römischen kursiven t vorbei. Er sieht aber keine Veranlassung, sich zu dem „römischen kursiven“ t zu flüchten, denn das lateinische Zeichen, auf welches Geitler sich stützte, „kann man auch in der griechischen Minuskelkursive finden“. Den einen und den anderen Buchstaben muß man aber nach Jagić erst „ordentlich“ umarbeiten und ergänzen, um ein glagolitisches t zu bekommen.<sup>184)</sup> Diese tüchtige Umarbeitung ist in der Tat notwendig, um aus den vorgeschlagenen t-Zeichen glagolitische Buchstaben zu bekommen. Denn im Grunde ist darin alles anders mit Ausnahme von einer gewissen Horizontalität der Anordnung. Man muß den senkrechten Mittelstrich, also den wesentlichen Bestandteil des griechischen Buchstabens, vollständig entfernen und an den Enden der übrig gebliebenen Querbalken zwei große Kreise anbringen.

Alle diese Operationen sind bei gewissen langobardischen lateinischen Formen überflüssig; denn wir finden in den Mailänder Privaturkunden des 8. Jh.s t-Formen vor, die ein vollkommenes glagolitisches Zeichen vorwegnehmen. Die Länge, die Größe, die Anordnung der Kreise, die

<sup>183)</sup> Rački und Šafařík; siehe Vajs, Rukovět' S. 65.

<sup>184)</sup> Četyre krit.-paleogr. stat'i. S. 58.

horizontale Lagerung, der gegenseitige Abstand der Kreise entsprechen sich gänzlich. Nur eines entspricht nicht vollkommen diesen lateinischen Vorbildern: die Kreise sind hier nicht immer ganz geschlossen (Vergl. Taf. II, T, Nr. 1). Aber diese Eigenschaft ist kaum erwähnenswert, denn etwa das Beispiel Nr. 2 hat einen vollkommen geschlossenen Kreis, der andere aber ist bis auf einen Viertel Teil des Kreisbogens auch geschlossen. (Bei den Beispielen 2, 3, 4 der Tafel II bedeutet der rechte dritte Kreis den an den t-Buchstaben angeschlossenen o-Buchstaben.) Wir haben es hier mit einem regelrechten lateinischen t zu tun, welches man in gewisser Hinsicht auch mit einem Ligatur-t in Zusammenhang bringen kann. Bei solchen zweischleifigen t-Ligaturen haben wir es jedoch mit eindeutigen t-Zeichen zu tun, denn wie auch der anschließende andere Teil heißen mag, das t behält seine Grundform. Aus diesem Grunde wurden hier die Beispiele 7, 8, 9, 10 einer merowingischen Bücherschrift, der sogenannten Luxeuil-Schriftart entnommen, um an diesen kalligraphischen Formen vor Augen zu führen, daß bei te, tu, tr, ti, der Buchstabe t unverändert bleibt. Schon solche doppelschleifige, wenn auch fast senkrechte, zuletztgenannte t-Formen hätten, da sie sehr verbreitet sind, auf den Gedanken näher Verwandtschaft mit dem glagolitischen t bringen sollen. Bei dem t Nr. 6, das einer altitalienischen Bücherschrift des 8. Jh.s aus Bobbio entnommen ist, sehen wir das t mit zwei getrennten vollständig geschlossenen Kreisen (Zwecks näherer Stellenangaben wird auf den Kommentar zur Taf. II verwiesen). Diese letztgenannte Form ist jedoch senkrecht. In den Urkunden aus dem Mailänder Kreis gibt es aber t-Formen, die sehr deutlich nach vorn so weit überkippen, daß der in den Beispielen 5—14 höherstehende Kreis unterhalb des tiefliegenden Kreises gelangt. Dies geschieht viel entschiedener als uns das Beispiel 3 zu vergegenwärtigen imstande ist. Die horizontalliegende Form des Mailänder t-Buchstabens ist hiemit in einer mittleren natürlichen Gleichgewichtslage, wodurch sein Verhältnis zum glagolitischen t uns umso beachtenswerter vorkommen muß.<sup>185)</sup> In Bezug auf Form- und Lautwert befinden sich diese „zweikreisigen“, langobardisch-lateinischen kursiven t-Zeichen in einem nicht zu übertreffenden Verwandtschaftsgrad. Interessant ist, daß auch Wessely auf seiner Suche nach den lateinischen Vorbildern für glagolitische Schrift, obwohl er, wenn auch aus wenig überzeugenden Gründen, beim 5. Jh. grundsätzlich verbleiben wollte, bei dem Buchstaben t auf das 7. Jh.

<sup>185)</sup> Die uns hier näher angehenden Mailänder t-Formen sollen durch obige Andeutungen nicht in einen genetischen oder unmittelbaren Zusammenhang mit anderen Doppelschleifigen t-Formen gebracht werden. Die gegenseitigen Zusammenhänge bestehen zweifelsohne auch zwischen diesen Formen, jedoch sie sollen hier nicht weiter verfolgt werden und wir müssen hier grundsätzlich dem Besonderen an diesen langobardischen Schriftgepflogenheiten gerecht werden. Vgl. Ann. S. 598.

gekommen war (Vgl. Taf. II, Zeile 20, erstes Beispiel unter W e s s e l n). Bedauernswert ist bloß, daß er als Paläograph die späteren Zeiten nach dem 5. Jh. als ungeeignet für latein-paläographische Zusammenhänge mit dem glagolitischen Alphabet hielt und durch manches aprioristische Urteil zweifelsohne hemmend in der Entwicklung der weiteren Erkenntnis wirken mußte. Zur lateinischen Herkunft (im Sinne Geitlers) bekannte sich auch Grunskij,<sup>186)</sup> früher Grigorovič<sup>187)</sup>. Šafařík dachte an ein ätiopisches m<sup>188)</sup>. Auf die Aufzählung gelegentlicher anderer offenkundiger Irrgänge durch die Schriften des Vorderorient, wollen wir bei dem Buchstaben verzichten.

V. Mehrfach wurde das glagolitische w mit dem griechischen v in Zusammenhang gebracht. (Šafařík, Miklosich, Taylor, Běljaev, Leskien u. a.).<sup>189)</sup> Die Ableitungen aus der griechischen Minuskel sind nicht einheitlich. Wenn Taylor, oder neuerdings Kul'bakin das griechische v als Grundlage des glagolitischen w annehmen (Vergl. Taf. III, Zeile 21), so führt Jagić das glagolitische w auf das griechische β zurück (Von der Art wie der Schlußteil in der Jagić'schen „mb“-Verbindung auf den der Tafel III, Zeile 2). Die Ableitung von Jagić ist in Bezug auf Lautwert korrekter, die Taylor'sche dagegen gibt einen paläographisch besseren Anhaltspunkt für runde Abart des glagolitischen w=Zeichens. Seit den ersten Schritten der modernen Slawistik hat man aber öfters auf das lateinische v=Zeichen als dem glagolit. w zugrundeliegend hingewiesen. (Dobrovskij, Šafařík, Geitler).<sup>191)</sup> Insbesondere war es Grunskij, der das lateinische v (obwohl er bei anderen Buchstaben auch an koptische, hebräische, armenische, griechische und „rätselhafte“ Beziehungen dachte), als

<sup>186)</sup> Vgl. Bajš, Rukovět' S. 70.

<sup>187)</sup> Vgl. Jagić, Enciklopedija III, S. 65.

<sup>188)</sup> Jagić daselbst. S. 70.

<sup>189)</sup> Jagić, Enciklopedija III, S. 63, 72, 96, 112.

<sup>190)</sup> So in Četyre Krit.-paleogr. stat'i S. 150 und der daran angeschlossenen Tafel 1. In seiner späteren Arbeit „Glagoličeskoe pis'mo“, in der Enciklopedija slav. filol. Lieferung III, vertritt er an verschiedenen Stellen ganz allgemein die griechische Minuskeltheorie, ohne die Ableitung vom griechischen β besonders in den Vordergrund zu stellen oder zugunsten des v=Buchstabens korrigiert zu haben. So z. B. in der kritischen Stellungnahme zu Grunskij auf der S. 112 oder im paläographischen Teil auf der S. 184, woraus zu entnehmen ist, daß es ihm auf konkrete Beziehung, sei es zu v oder β weniger ankam als vielmehr auf einen grundsätzlichen Zusammenhang mit der griechischen Minuskel. — Zu der Stellungnahme Běljaevs aus dem J. 1886, vgl. Jagić — Enciklopedija III, S. 96. Běljaev hat jedoch auf seinen Tafeln (die auch Jagić auf S. 99—100 wiedergibt) auf den Erklärungsversuch des glagolitischen w, zweifelsohne wegen des Zwiespalts, der sich aus der Ableitung von Taylor (v) und Jagić (β) ergibt, verzichtet.

<sup>191)</sup> Vgl. Jagić, Enciklopedija III, S. 56, 70, 79.

Grundlage des glagolitischen w-Buchstabens anerkannte.<sup>192)</sup> In der Auseinandersetzung mit Grunskij stellt aber Jagić folgende Frage auf: „Man möchte immerhin wissen, inwiefern eine Vermutung von der griechischen Herkunft weniger überzeugend, als seine (des Grunskij) Meinung daß das glagolitische w aus dem lateinischen u hervorgegangen ist.“<sup>193)</sup> Eine teilweise Antwort auf diese Frage dürfte Jagić selbst an einer anderen Stelle seiner „glagolitischen Schrift“<sup>194)</sup> gegeben haben. „Zugunsten der Ableitung aus der lateinischen Quelle, wenn sie überhaupt näher als die griechische sein würde, könnte man auf die spitze Zeichnung des Buchstabens in Nr. 5 b, welche sich auch in den Nummern 3 a, 5 c, 11 und 12 a wiederholt, hinweisen . . .“ Gemeint sind die glagolitischen w-Buchstaben in Glagol. Cloz., Cod. Zogr., Psalt. Sinit. und Euchologium Sinit. Diesen Formen brauchte man aber nach Jagić keine besondere Bedeutung beimessen, denn sie kommen als Großbuchstabe vor<sup>195)</sup>, wobei gleichzeitig ein anderer w-Buchstabe mit abgeschnittenem Ende daneben vorkommt. Deswegen „scheint“ es Jagić, daß es nicht erlaubt ist in dem spitzen Buchstaben die älteste Form zu sehen. Im Grunde darf man weder der Behauptung, daß der spitz zulaufende Buchstabe nur als Großbuchstabe vorkommt, noch den daraus gezogenen Schlußfolgerungen unbedingt beipflichten. Denn außer den bei Jagić erwähnten Fällen kommt der spitze w-Buchstabe und zwar nicht als großer, sondern auch als gewöhnlicher Textbuchstabe in Wiener Blättern vor. Auch die Textbuchstaben des Cod. Zogr. laufen so eckförmig unten zusammen, daß man oft mehr an spitze als an runde Formen erinnert wird.<sup>196)</sup> Eine besondere Bevorzugung eines runden w-Zeichens konnte sich, abgesehen von ornamentalen Erwägungen, aus Unterscheidungsgründen gegenüber der i-Form eingebürgert haben (Vergl. Taf. II bei Y). Aus paläographischen Gründen mußten wir auch die besonderen, bei den Großbuchstaben der Inschriften bevorzugten l-Formen in ihrer Grundstruktur als ursprünglich in Erwägung ziehen. Wenn es sich also um ein Vordringen zum Anfangsstadium des glagolitischen Alphabets handeln sollte, wollen wir lieber die Frage nach dem ursprünglichen Aussehen

<sup>192)</sup> N. R. Grunskij, Kievskie glagol. listki, S. 10. — Vgl. Jagić, Enciklopedija III, S. 111.

<sup>193)</sup> Jagić daselbst S. 112.

<sup>194)</sup> Jagić a. a. D. S. 184.

<sup>195)</sup> Jagić, a. a. D. S. 184 propisnaja bukva = der große Buchstabe, Anfangsbuchstabe, die Initiale. Siehe N. B. Makarov u. B. B. Scheerer, Polnyj russko-německij Slovar', St. Petersburg 1911 S. 694.

<sup>196)</sup> Auch in den Kiever Blättern ist gelegentlich der gegenseitige Neigungswinkel der zusammenlaufenden Striche so keilsförmig, daß mit Recht (vielleicht aber zu überbetont) Prof. Wajs in seinem Rukovět' S. 79 unter Nr. 1 einen ganz eckigen w-Buchstaben zur Darstellung brachte.

des w-Buchstabens unentschieden lassen. Denn die Rundform des glagolitischen w-Zeichens kann man mit den Belegen aus dem lateinischen Alphabeten wenigstens mit genau so guten Gründen erklären wie vermittels der griechischen Zeichen (Vergl. Taf. II bei V, lat. Zeichen Nr. 5, 6, 9, 10, 11, 12). Die oft ausgebildeten kleineren runden Verdickungen an den Enden der lateinischen Buchstaben (Nr. 5, 9) oder Ansätze zu Kreisen (Nr. 12) geben uns entschieden mehr Motive für Vergleichung mit glagolitischen Zeichen als dies die griechischen tun. Auch klänglich ist das lateinische Zeichen eindeutiger dem glagolitischen w= (v) =Laut zuzuordnen als das griechische v. Die ß-Formen von Jagić erreichen aber bildmäßig nicht die Vergleichsqualität von lateinischen Buchstaben unter Nr. 5, 6, 9, 10, 11, 12 (Taf. II). Man darf aber nicht gleichgültig auch an den spizen Formen des lateinischen v-Buchstabens, wie wir sie auf derselben Tafel II V Nr. 1 bis 4 zu sehen bekommen, vorbeigehen, vor allem aus dem Grunde nicht, weil die hier gebotenen merowingischen Kanzleischriftformen besonders gut entwickelte Kreise oder Ansätze zu solchen enthalten (Taf. II, 1—4). Sie befinden sich auf derselben Stelle wie die Abrundungen bei glagolitischen Buchstaben. Von hier aus brauchte man kaum von einer „Ergänzung“ auf Grund der stilistischen Prinzipien, sondern vielmehr einer Verwendung des schon vorhandenen Motivs bei der Herstellung des glagolitischen w-Zeichens reden. Nicht ausgeschlossen ist, daß es auch in dem näheren Umkreis des Entstehungsortes erster glagolitischer (vielleicht auch „vorglagolitischer“) Schriftproben auch runde lateinische v-Formen gegeben hat, bei denen die Enden so wie bei unseren Buchstaben Nr. 1—4 in Kreise oder Halbkreise ausliefen. Die meisten hier vorgeführten lateinischen Zeichen stammen aus dem 7. Jh. (Nr. 1, 2, 3, 4, 5, 7, 8, 10, 11, 12). Aus dem 8. Jh. stammt die Form Nr. 6. Dieser Buchstabe wurde einer langobardischen Urkunde aus dem Jahre 754 entnommen und ist weniger charakteristisch als andere dargebrachte Beispiele. Der Buchstabe Nr. 9 liegt aber zeitlich vor unserem Zeitalter. Daß dieser klare runde Buchstabe aus dem Anfang des 6. Jh.s zu einer weit verbreiteten Erscheinung gehörte, beweisen Formen einer ravennatischen Urkunde aus demselben Jahrhundert.<sup>197)</sup> Die runde Form des Buchstabens lebte auch im 8. Jh., wie dies z. B. der Buchstabe Nr. 10 der Tafel II aus dem Jahre 639 deutlich beweist. Leider war es mir bis zur Zeit nicht möglich diese Formen nach Reproduktionen oder Originalen zu studieren, so daß sie hier nach den Zeichnungen bei van Hoesen zur Abbildung gekommen sind.<sup>198)</sup> Im Großen und Ganzen handelt es sich bei dem glagolitischen w-Buchstaben um reiche Anknüpfungsmöglichkeiten an lateinische kursive Schriftformen des Frühmittelalters. Dabei muß man

<sup>197)</sup> van Hoesen a. a. D. Taf. bei der Seite 206.

<sup>198)</sup> van Hoesen a. a. D. Taf. VI Nr. 7, 15, 43.

alle, wenn auch gelegentlich noch so autoritativ vertretenen Vorurteile und Voreingenommenheiten zu Fall bringen, um in Anknüpfung an die sich bietenden Tatsachen mit der Zeit eine sachlich und wissenschaftlich klarere Lösung des Problems zu gewinnen. Die Verknüpfung des glagolitischen *w* mit dem lateinischen *v* bei Wessely (Taf. III, Zeile 21) befindet sich auf derselben Linie wie die unsrige. Seit dem 4. und 5. Jh., aus dem der erwähnte Verfasser seine Belege liefert, hat sich die Form des lateinischen *v* (oder *u*) im wesentlichen nicht verändert.

X. Grundsätzliches zur Verwendung des lateinischen *x*-Buchstabens im glagolitischen Alphabet wurde bei dem Buchstaben *h* unterbreitet. Es handelt sich um die Anwendung des *x*-Zeichens in der Bedeutung von *ch*, also in griechischer Prägung als lateinische Kürzung des Namens Christi. Unter diesem Gesichtspunkt sind auf der Tafel II bei X mehrere solche *xp*-Verbindungen aus irischen (Nr. 1), merowingischen (Nr. 3, 4, 5, 6), oder langobardischen (Nr. 2) Schriften des 7. und 8. Jh.s zusammengetragen. Auch wurde ein griechisches Wort, welches mit *χρ* anfängt, unter Nr. 7 untergebracht. Dies geschah aus dem Grunde, weil die *x*-Bildung ganz besonders an ein „spinnenartiges“ glagolitisches *ch* erinnert.<sup>199)</sup> Diese griechische Schrift stammt aus der Wende des 5. und 6. Jh. (599). Der anscheinende Widerspruch, der sich aus dem Heranziehen dieser griechischen Schriftart als Beweis der lateinischen Herkunft des glagolitischen Alphabets ergeben dürfte, wird dadurch behoben, daß diese Schriftart durchaus ein „lateinisches“ Gepräge trägt. Die Verwandtschaft der lateinischen und griechischen Schreibweise der kaiserlichen Kanzlei kommt in dieser Urkunde des Kaisers Fl. Mauricius<sup>200)</sup> klar zum Ausdruck, so daß eine verwandte Buchstabenbildung auch für das Lateinische der jüngeren römischen Kursive vorauszusetzen ist.<sup>201)</sup>

Durch die Inbeziehungsetzung des lateinischen *x* zum glagolitischen „spinnenartigen“ *ch* scheint die Rolle des lateinischen *x*-Buchstabens bei der Bildung des glagolitischen Alphabets nicht erschöpft zu sein. Denn es ist durchaus möglich, daß aus dem lateinischen *x*-Buchstaben das glagolitische *ž*-Zeichen entstanden ist. Diesen Gedanken hat schon Rački in „Pismo

<sup>199)</sup> Ein lat. *x*, dessen untere Striche zusammenlaufen, um wieder auseinanderzugehen, bei Lauer-Samaran, Les diplômes orig. de Mérovingiens, Taf. 14 B. 15.

<sup>200)</sup> Lit. bei Angaben zur Tafel II.

<sup>201)</sup> Eine verwandte lateinische halbkursive Schrift des 6. Jh.s — Josephus Flavius der Mailänder Ambrosiana — bei Steffens, Lateinische Paläogr. 100 Tafeln. Taf. 20 Freiburg/Sch. 1903.

slovensko“ ausgesprochen.<sup>202)</sup> Vielleicht hat hier Jagić, der überlegungsgemäß sich immer vor allen Anzeichen lateinischer Quellen hinter das Gebäude seiner Minuskeltheorie flüchtete, instinktiv das Richtige gefühlt, als er in Ablehnung einer Geitler'schen ž-Ableitung folgendes sagte: „Wenn man zulassen könnte, daß im glagolitischen Alphabet auch römische Elemente zum Vorschein kommen — vergl. bei den Buchstaben p und h — so wäre es natürlich, glagolitisches ž mit dem lateinischen x in Verbindung zu setzen. Die Entsprechung wäre vollkommen, allerdings mit der durch den Stil unbedingt geforderten Hinzufügung der Rundungen!“<sup>203)</sup> Das glagolitische ž kann man tatsächlich leicht auf ein x zurückführen, indem man die unteren Striche des x-Buchstabens in Kreise auslaufen läßt. Diese Gegenüberstellung entspricht übrigens der frühen kroatischen nationalen Schriftübung, wo das lateinische x am häufigsten zur Wiedergabe des Kroatischen ž diente.<sup>204)</sup>

Y. Auf eine erstaunlich einfache Weise ersehen wir, daß das y-Zeichen der lateinischen Schriften seinen Vertreter im glagolitischen Alphabet in Gestalt eines i-Zeichens besitzt. Ein glagolitischer i-Buchstabe, der zumeist die Form eines auf den Kopf gestellten Pilzes besitzt, wurde schon an einer früheren Stelle unter i behandelt. (Vergl. auch das s von dem er eine graphische Umkehrung ist). Das andere i, welchem wir uns nun zuzuwenden haben, wird uns den übrigen Teil des i-Problems mehr als annäherungsweise klären. Im Voraus sei gesagt, daß es im allgemeinen nicht möglich ist, aus dem Vorkommen des y in lateinischen Schriftarten auf eine besondere Aussprache dieses „i“-Zeichens zu schließen. Sein Gebrauch hat sich mit der Zeit ganz willkürlich in verschiedenen westlichen Schreibschulen durchgesetzt, so daß wir die lateinischen Worte wie „sic!“ oder „Italia“, als syc<sup>205)</sup> bzw. Ytalia<sup>206)</sup> vorfinden. Daß sich auch im glagolitischen Schrift-

<sup>202)</sup> Zagreb 1861 vgl. Jagić — Enciklopedija III S. 73.

<sup>203)</sup> J. B. Jagić, Četyre krit.-paleogr. stat'i S. 152.

<sup>204)</sup> I. Maretić, Istorija Hrvatskoga pravopisa latinskijem slovima (Geschichte der kroatischen Rechtschreibung mit lateinischen Buchstaben). Zagreb 1889. Schon im ersten angeführten Schriftdenkmal aus dem J. 1495 (S. 3) kommt y als ž vor (blixе, xalost, xinotu, muxa usw.) und wird sehr häufig bis 1833 von 57 Autoren in demselben Sinne angewandt. Die x-Schreibweise ist weitaus die überwiegendste. Ihr kommen s oder j mit je 31 Autoren recht nahe. Außerdem gibt es noch andere 16 Schreibarten von ž, die auf bedeutend geringere Angabe von Autoren sich verteilen. (S. 366—367.)

<sup>205)</sup> Lauer-Samaran, Les diplômes originaux des Mérovingiens Taf. 15 Z. 13 (vgl. hier Taf. II, Y Nr. 5) Diplom Childeberts III.

<sup>206)</sup> Schreiben Karls d. G. (14. VI. 811), in dem er die Drau als Grenze zwischen Salzburg und der kirchlichen Provinz von Aquileja regelt. Hier nach F. Šišić, Priručnik izvora Hrvatske Historije, Zagreb 1914 S. 178, 179. Es wird mit Absicht auf jede weitere Suche nach diesbezüglichen Beispielen verzichtet, da man sie etwa auf Grund der Monumenta Germaniae oder anderer Quellenwerke beliebig steigern könnte.



tum ein verwandter, sprachlicher Ausdruck hinter den verschiedenen i-Zeichen verborgen hält, beweist nicht nur die Vertauschbarkeit unter verschiedenen i-Zeichen sondern auch ihre unmittelbare Nachbarschaft im Alphabet. Allerdings wird man bei einem „neu“-entstandenen glagolitischen Alphabet wenigstens in den Anfängen eine festgelegte sinnvolle Unterschiedlichkeit dieser Zeichen vermuten müssen. Greifbare eindeutige Kriterien besitzt man bis heute nicht, mit Ausnahme vielleicht von der Feststellung, daß das sogenannte i „auf dem Dreieck“ ein Anfangs-i ist. Dieses letztgenannte i ist allerdings als eine Abart des uns hier näher angehenden i deutlich zu erkennen. Sollte dem so sein, so könnten wir unter Umständen auf eine neue Weise einen Beweis für die Zusammengehörigkeit der glagolitischen und lateinischen Schriften haben. Denn die Gepflogenheit, die Anfangs-i durch ein besonderes I-Zeichen wiederzugeben, beherrscht z. B. sämtliche langobardische Urkunden des 8. Jh.s, die Bonelli veröffentlicht hat und aus denen wir mehrere Belege für unsere Untersuchung entnehmen. Dieser Hinweis wird jedoch dadurch nicht entkräftet, daß die i-Zeichen der Bonelli-Sammlung keine Anknüpfungspunkte für das glagolitische i ergeben, denn diese besondere Anfangsbetonung der i-Zeichen konnte auch anderswo als in der Mailänder Gegend zu Hause gewesen sein. Vielleicht entspricht den Vorlagen zum glagolitischen Alphabet eine Gegend, in der öfters ein y als besonderer Stellvertreter des Anfangs-i eingeführt wurde. Mit den uns hier zu Gebote stehenden Mitteln kann man diesbezüglich keine weiteren Schlüsse ziehen. Wirft man nun nach diesen Zwischenbemerkungen den Blick auf die Taf. II, so sehen wir deutlich, daß von den lateinischen y-Zeichen zu den davon links stehenden glagolitischen i-Buchstaben ein kleiner Schritt notwendig ist. Die oberen runden Abschlüsse der Gabelform sind in den lateinischen Buchstaben (etwa Nr. 1 oder 6) genügend angedeutet. Wir begreifen weiterhin, was es mit dem geraden Strichabschluß des glagolitischen i-Zeichens an sich hat. Das ist nichts anderes als der immer wieder vorkommende Punkt über dem lateinischen y. Bei y Nr. 1 sehen wir, daß der Punkt zu einem kurzen Querstrich werden kann. Hier steht er aber ziemlich hoch von dem Buchstaben entfernt. Im anderen Falle aber, wie etwa in Nr. 2, befindet sich der Punkt in derselben Lage, wo im glagolitischen i der Abschlußstrich seinen Platz behauptet. Würde der Punktstrich des lateinischen Buchstabens 1 auf die Stelle gekommen sein, wo der Punkt im Buchstaben 2 steht, so wäre der Buchstabe 1 kaum etwas anderes als ein ein wenig unfertiges glagolitisches i. Die berühmte Stilisierungsmethode mittels der Kreise, von der das glagolitische Alphabet beherrscht wird, braucht bei dem lateinischen y-Zeichen, wie auch bei manch anderem lateinischen Vorbild herzlich wenig aus eigener Initiative zu schöpfen, denn diese Kreise sind mit großer Deutlichkeit an entsprechender Stelle vorgebildet.

Aus dieser Gegenüberstellung entnehmen wir, daß die deutlich gabelbetonten Formen des glagolitischen *i*-Zeichens ursprünglichere sein müssen, was durchaus den paläographischen Tatsachen entspricht, da eine solche Form z. B. in der altertümlichsten glagolitischen Schriftart, den Kiever Blättern, die herrschende ist.

Z. Bei der Einfachheit des Bildes des glagolitischen *c*-Buchstabens (das deutsche *z*) kam es zu verschiedenartigsten, durchaus widerspruchsvollen Erklärungsversuchen des Ursprungs dieses Zeichens. Eine größere Anzahl der Forscher setzte das Zeichen in Beziehung zum hebräischen *sadhe* (Šafařik, Bondrák, Grunskij, E. Minns, Nahtigal, Kul'bakin, Bajš).<sup>207)</sup> Taylor leitete das Zeichen aus zwei übereinandergestellten griechischen Buchstaben *τ* und *σ* ab, ohne daß dadurch der einfache glagolitische Buchstabe letzten Endes zustande gekommen wäre (Taf. III, 3. 7).<sup>208)</sup> Ihm schließt sich auch Fortunatov in *Izvestija* Bd. XVIII an.<sup>209)</sup> Jagić nimmt eine viel einfachere Lösung an, indem er griechisches *ζ* zum Ursprungsbild des glagolitischen *c*-Zeichens macht.<sup>210)</sup> (Vergl. Taf. III, Zeile 7 unter Jagić.) Die Schwierigkeit besteht jedoch bei dieser Lösung darin, daß der Lautwert des griechischen und des slawischen Zeichens nicht identisch ist. Denn der griechischen *s*-Aussprache steht der eindeutige *c* (= *z*)-Laut gegenüber. Diese Schwierigkeit versuchte Běljaev zu meistern, indem er vor die Jagić'sche Figur einen *τ*-Buchstaben setzte und aus der Verschmelzung beider Zeichen das glagolitische *c* mit der korrekteren *t*—*s*-Aussprache ableitete.<sup>211)</sup> (Vergl. Taf. III, 7, unter Běljaev). Eine vollkommen eindeutige Entsprechung zu dem glagolitischen *c*-Buchstaben finden wir aber in lateinischen Schriftarten des Mailänder Gebietes aus der Zeit der langobardischen Herrschaft, im 8. Jh. Und zwar genau so in graphischer wie in lautlicher Hinsicht. Die Gegenüberstellung der glagolitischen und lateinischen *z* (= *zet*)-Buchstaben auf der Taf. II bei Z, vergegenwärtigt diese Behauptung. Es ist sogar die Zuordnung so innig, daß man eine zwei-

<sup>207)</sup> Vgl. Zusammenstellung bei Bajš, *Rukovět'* S. 72—73 und Jagić, *Enciklopedija* III S. 206.

<sup>208)</sup> S. Taylor, Ueber den Ursprung des glagolitischen Alphabets im Archiv f. Slav. Philol. V. Taf. II zw. S. 190 und 191.

<sup>209)</sup> F. Fortunatov, O proischoždenii glagolicy. *Izvestija otdelenija russkago jazyka i slovesnosti Imper. Akad. Nauk. St. Peterburg* 1913. Bd. XVIII.

<sup>210)</sup> J. B. Jagić. Četyre krit.-paleogr. stat'i S. 160; Dasf. Taf. I.

<sup>211)</sup> „Betreffs der Erklärung des glagolitischen *z* ist der Kritiker (= Běljaev) mit mir nur in manchen Kleinigkeiten uneinig“ schreibt Jagić in „Glagoličeskoje pis'mo“ in „Encikl. slav. filol.“ Vief. III. S. 97.

fache Entsprechung vor sich hat. Den normalen glagolitischen c-Formen liegen offenbar lateinische z-Buchstaben von der Art der Nr. 2, 9, 11, zugrunde. Dagegen scheinen den merkwürdigen glagolitischen Sonderzeichen aus dem Psalter aus Sinai (Taf. II, glagolitische Zeichen auf der dritten Stelle der Hauptreihe) mit dem geknickten rechten Buchstabenteil die Formen von der Art der lateinischen Buchstaben Nr. 3, 5 oder 10 zu entsprechen. Diese zweite Entsprechung ist jedoch vorsichtshalber als sekundäre Eigenentwicklung der Grundformen beider Reihen zu werten. Da jedoch eine solche zweifache Entsprechung zwischen den lateinischen und glagolitischen Buchstaben öfter vorkommt (spitz und rund endendes d, spitz und rund endendes v,) darf man vielleicht diese Erscheinung nicht als unwesentlich von sich weisen. Eines der schwerwiegendsten Argumente zugunsten der Abhängigkeit dieses Buchstabens von lateinischen Vorbildern besteht in der lautlichen Kongruenz beider Zeichen. Diese norditalienischen z-Buchstaben müssen so ausgesprochen worden sein wie das deutsche z (zet). Denn unter den üblichen Namensschreibungen des Hl. Zeno mit Z finden sich vereinzelt auch die Schreibweisen mit Tz, wie z. B. in einer Schenkungsurkunde der Nonne Magnerada an die Kirche des Hl. Zeno in Campione vom 19. Nov. des J. 769.<sup>212)</sup> Das ist ein deutlicher Hinweis, daß Zeno in dem langobardischen Gebiet um Mailand als Tzeno gesprochen wurde, und daß die häufigen Schreibungen dieses Namens mit Z eine entsprechende Ts-Aussprache des Buchstabens zur Voraussetzung hat. Diese Auffassung hat sich auch in der italienischen Paläographie eingebürgert, wobei man offenbar bei unseren „z“-Zeichen an eine Ligatur von T und z denkt. Die Rolle der t-Komponente ist in diesem Falle in dem runden o-artigen Buchstabenansatz zu suchen, was bei dem verschiedentlich kreisartig ausgestalteten t-Buchstaben durchaus möglich ist. Wenn also unsere lateinischen „z“-Buchstaben die tz-Verbindungen vergegenwärtigen sollten, so liegt unbeirrbar die Verknüpfungsmöglichkeit mit dem glagolitischen c (= ts, tz) an der Hand.<sup>213)</sup> Dieses Zeichen ist, abgesehen davon, ob man darin ein z oder tz sehen würde, so einheitlich, einfach und an das glagolitische c-Zeichen in jeder Hinsicht so sehr anschließend, daß wir darin einen der besten Belege für den Zusammenhang des glagolitischen Alphabets mit dem lateinischen Schrifttum vor uns haben.

Der graphische Zusammenhang zwischen dem langobardischen und dem glagolitischen z-Buchstaben scheint nur ein Teil der sich auftuenden viel umfassenderen Verknüpfungsmöglichkeit zwischen dem glagolitischen Alphabet

<sup>212)</sup> Bonelli, Tafel mit dem Datum des J. 769.

<sup>213)</sup> Vgl. auch die Anm. bei Z. S. 600.

und dem langobardischen Kulturkreis zu sein. Die langobardische Sprache hat in einem ganz besonderen Maße und konsequent eine Teilung zwischen dem z und s durchgeführt, wobei der Lautwert des langobardischen Z-Zeichens von einer ähnlichen Art gewesen ist wie im Glagolitischen.<sup>214)</sup>

Zuletzt wollen wir noch summarisch die Ergebnisse der Verknüpfung des glagolitischen Alphabets mit dem lateinischen graphisch festhalten.

Latein. Glagol.	†	W	[oo z(oi)]	ob	ə	offo	o	lo	δ	ko	lo
	A	B	c	d	e	f	g	h	i	k	l
Latein. glagol.	Ɱ	Ɱ	Ɱ	Ɱ	Ɱ	Ɱ	Ɱ	Ɱ	Ɱ	Ɱ	Ɱ
	M	n	o	p	r	s	t	u	x	y	z-tz

Die vorliegende Zusammenstellung enthält nur je einen glagolitischen Buchstaben, dem jeweils nur ein einziger lateinischer Buchstabe zugeordnet wurde. Die meisten der Buchstaben sind in den Tafeln I und II enthalten. Selbstverständlich ist diese Anordnung nur als schematisierender Behelf zu werten. Es soll der zukünftigen Forschung vorbehalten sein, soweit die Quellen gestatten, festzustellen, ob wir es bei der Ableitung des glagolitischen Alphabets mit einer westlichen Schriftprovinz oder mit mehreren zu tun haben. Am wahrscheinlichsten dürfte es sein, daß die Landschaft, der die glagolitische Schrift ihre Prägung verdankt in einem Gebiete lag, in dem mehrere Kulturströmungen aufeinander trafen.

<sup>214)</sup> Vgl. Wilhelm Bruckner, Die Sprache der Langobarden, Straßburg 1895 S. 151 ff.

## Literaturangaben zu den Tafeln I—II.

## Verzeichnis der Abkürzungen.

Bonelli = Giuseppe Bonelli: Codice paleografico Lombardo. Mailand 1908. Die Zahl, die dem Erkennungswort „Bonelli“ nachfolgt, bedeutet die Jahreszahl der Urkunde und gleichzeitig die Beschriftung der betreffenden Tafel. Insbesondere seien hier folgende drei wichtige Urkunden näher bezeichnet:

— 721. Privaturkunde — Zahlungsbestätigung — Actum Augusta Placentia, 12. Mai 721. Regierung Liutprands. Eine der ältesten Urkunden Italiens.

— 725. Privaturkunde — Kaufvertrag — Actum Mediolani, 6. Juni 725. Regierung Liutprands.

— 735. Privaturkunde. Zahlungsbestätigung. „Facta cartola in fundo Campiliunis“, Regierung Liutprands, 30. Januar 735.

Die mit „Bonelli“ bezeichneten Schriften gehören alle der langobardischen Zeit in Oberitalien an.

Brandi = R. Brandi: Ein lateinischer Papyrus aus dem Anfang des 6. Jh.s und die Entwicklung der Schrift in den älteren Urkunden. Archiv für Urkundenforschung V. Leipzig 1914.

Champollion-Figeac = M. Champollion-Figeac: Chartes Latins sur papyrus du VI<sup>e</sup> siècle de l'ère chrétienne. Paris 1837.

Ewald-Loewe = Paulus Ewald et Gustavus Loewe. Exempla scripturae visigoticae, XL tabulis Expressa. Heidelbergae A. 1883.

Geitler = Leopold Geitler: Die Albanesischen und slavischen Schriften (mit 25 photographischen Tafeln.) Wien 1883.

van Hoesen = Henry Barlett van Hoesen: Roman Cursive Writing. A Dissertation to the Faculty of Princeton University . . . Princeton 1915.

Jagió = J. B. Jagiό. Glagoličeskoe písmo. — St. Petersburg 1911 (vgl. S. 509. Anm. 1.)

Karinskij = N. Karinskij: Obrazcy glagolicy (25 Abbildungen nach verschiedenen glagolitischen Denkmälern) St. Petersburg 1908.

Lauer-Samaran = Ph. Lauer — Ch. Samaran: Les diplômes originaux des Mérovingiens Fac-similés phototypiques avec notices et transcriptions. Preface par Maurice Prou. 48 Planches. Paris 1908.

Lowe = E. A. Lowe: Codices Latini Antiquiores — A palaeographical guide to latin manuscripts prior to the ninth century. Part I The Vatican City, Oxford 1934. Part II Great Britain and Ireland, Oxford 1935. Part III Italy: Ancona-Novara, Oxford 1938.

Prou = Maurice Prou: Recueil de Fac-similes d'écritures du Ve au XVII<sup>e</sup> siècle (manuscrits latins, français et provençaux) accompagnés de transcriptions. Paris 1904.

Sever'janov = S. Sever'janov: Sinajskaja psal'tyr', glagoličeskij pamjatnik XI v. [Pamjatniki staroslavjanskago jazyka t. IV.] Petrograd 1922.

Steffens 100 Tafeln = Franz Steffens, Lateinische Paläographie. Hundert Tafeln in Lichtdruck. Freiburg (Schweiz) 1903.

Steffens<sup>2</sup> = Franz Steffens Lateinische Paläographie, 125 Tafeln in Lichtdruck mit gegenüberstehender Transkription nebst Erläuterungen und einer systematischen Darstellung der Entwicklung der lateinischen Schrift Zweite vermehrte Auflage. Berlin und Leipzig 1929.

Bajs, Rukověť = Josef Bajs: Rukověť hlaholské paleografie. V Praze 1932. (Vergl. S. 509. Anm. 1.)

Zimmermann = E. S. Zimmermann, Vorkarolingische Miniaturen. I. Taf. 1—84; II. Taf. 85—159; III. Taf. 160—254; IV. Taf. 255—332. [Denkmäler deutscher Kunst III.] Berlin 1916.

**A. Glagolitisch:**

1. Evang. Assemani. Der linke Anschlag am Querbalken ist oft größer. Seltener hat der rechte Anschlag gleiche Größe wie der linke.
2. Kiever Blätter. Kommt auch mit dem Anschlag am rechten Ende des Querbalkens vor. Keine langen Anschlagstriche.
- 3a. Euchologium sinaiticum. Nach Pais Rukovët', Taf XVII. Z. 13.
- 3b. Dasselbst. Z. 12.
4. Psalter. sinait.

**A. Lateinisch:**

1. Bonelli 755. Z. 15. = ta (hier t-Buchstabe punktiert).
2. Ebda 755. Z. 8. = ta (t dünn).
3. Ebda 725. Z. 6.
4. Ebda 755. Z. 18. = sta. (st hier dünn).
5. Ebda 769 (19 Nov.) Z. 18. = ta im Wort potestatem.
6. Ebda 765 (20 August) überall.
7. Ebda 755. Z. 14. = fa (f hier dünn).
8. Ebda 748. Z. 14. = an im Worte manus. 1—8 lombardische Kursive der Privat-urkunden.
9. Zimmermann I. Taf. 24 d Z. 2. Italien. Handschrift Novara LXXXIV fol. 2a.
10. Zimmermann I. Taf. 69. Z. 4 von unten. Schule von Luxeuil, Fulda. Cod. Bonif. 2. Kirchenväter fol. 16b.
11. Lowe II Nr. 261. Z. 7. Unziale des 8. Jh.s. Homilien des Hlg. Basilus. Winchester College, Fellow's Library Y 11 (part. 2).
12. Lowe II Nr. 265. Unziale des 8. Jh.s. Paterius de Expositione Veteris ac Novi Testamente. Worcester-Cathedral Chapter Library, Additional Ms. 5.
13. Zimmermann I. Taf. 74c. Zierschrift der Titelseite. Schriftschule von Luxeuil. Schrift Heimat Ost oder Nord-Ost Frankreich. Letztes Drittel des 8. Jh.s. Juvencus, fol. 1a. Cambridge, Corpus Christi College Library 340.

**B. Glagolitisch:**

1. Evang. Assemani.
2. Kiever Blätter.
3. Mazedonisches Blatt. (nach Karinskij Tafel 9.)
4. Psalter. Sinait. (nach Karinskij Taf. 5.)

**B. Lateinisch:**

1. Bonelli 774 (2 August) Z. 16.
2. Ebda 771. Bei 1 und 2 würde eine Ergänzung des linken Schenkels mit einer Kreis Schleife bewirken, daß dieses b-Zeichen sich zu einem Buchstaben wie das glagolitische d verwandeln müßte.
- 3., 4., 5. sind kursive b-Buchstaben. Die darunter stehenden Buchstabenzeichen. 3.', 4.', 5.' sind dagegen kursive d-Buchstaben. Hier ist die Anordnung so gewählt, daß jeweils unter einem b-Zeichen ein ähnlich aussehendes d-Zeichen steht. Die sich vertikal entsprechenden b und d-Buchstaben entstammen demselben Dokument. Und zwar — 3., 3.' und 4., 4.' stammen aus dem J. 504, aus einem Kaufvertrag der Wiener Hofbibliothek, Literatur bei van Hoesen. S. 156. Hier wurden die Zeichnungen der Buchstaben nach der Tafel Nr. 6 bei van Hoesen zusammengestellt. b<sub>3</sub> = Spalte 1; b<sub>4</sub> = Sp. 2; d<sub>3</sub> = Spalte 1; d<sub>4</sub> = Sp. 5.
5. ist ein b-Buchstabe und 5' = ein d-Buchstabe nach van Hoesen aus der Neapolitaner Urkunde (Biblioteca Nazionale) mit gotischen Unterschriften. Lit. bei van Hoesen. S. 170. Zeichnung nach van Hoesen Tafel 6 Sp. 31 und 42.
6. Lowe I, Nr. 66. Z. 10 rechts. Octateuchus — „Codex Cervinianus“ (o). Vatic. Ottobonianus Lat. 66. Fol. 529. Norditalienische (?) Unzialschrift, 7—8 Jh.
7. Lowe I, Nr. 68b. Z. 2 rechts (hier ziemlich vergrößert) Das Alte Testament. Vatic. Palat. Lat. 24. fol. 34. Unzialschrift des 8 Jh.s (aus den Beständen der Heidelberger Bibliothek, die im J. 1623 nach Rom kam). Geschrieben wahrscheinlich in Corsch. Literatur Lowe I S. 41.

**C. Glagolitisch:**

Keine glagolitische Entsprechung, da die Aussprache des lateinischen c sehr mannigfaltig war. Denn abgesehen von den z- und k-Werten waren unter Umständen vielleicht noch andere Lautwerte diesem Zeichen eigen. (Man denke an č [tsch] oder s).

**C. Lateinisch:**

1. Bonelli 755 Z. 5. Ein Beispiel der sehr häufigen Form des lat. Buchstabens. Vielleicht konnte so ein Zeichen durch den Verschluß der oben geöffneten konkaven Basis bei der Gestaltung des glagolitischen z (s), dz (ds) Buchstabens maßgebend sein (Vgl. den glagolit. Buchstaben auf der Taf. II bei S, Dz).

2. Steffens — 100 Tafeln, Freiburg 1903. Taf. 38. Z. 11, 12. Abbréviation für „con.“ Hier als Beispiel linksläufigen graphischen Zeichens. Vgl. bei E: Kürzung für „eius“ und das glagolitische links-gewendete e.

**D. Glagolitisch:**

1. Evang. Assemani. (überall).

2. Kiever Bl. (überall).

3a. Codex Zograph.

3b. Prager Fragment II (A) nach Bajs Rukovět a. a. O. Taf. VI.

4. Euchologium Sinait. nach Jagić. Taf. VI. Abb. 12b.

**D. Lateinisch:**

1. Bonelli 721 Z. 11. Im Wort Sigirado.

2. Ebda 735 Z. 15. Im Wort Cadelo.

3. Ebda 735 Z. 5. Im Wort Cadelo.

4. Lauer-Samaran Taf. 39, Z. 5.

5. Ebda 774 (2 August) Z. 20.

6. Steffens II. Aufl. Taf. 30, Z. 17, Diplom des Langobardenkönigs Aistulf (744–756). Altitalien. Kursivschrift. Bergamo Biblioteca capitolare.

7. Bonelli, 755 Z. 12.

8. Ebda 771, Z. 11. Langobardisch 8 Jh.

9. van Hoesen, Nr. 117 (S. 208), Vatikan. Urkunde aus dem 6 Jh.

10. van Hoesen, Nr. 122 (S. 218) Urkunde in Manchester, Rylands Collection. 6 oder 7 Jh.

11. van Hoesen Nr. 123 (S. 220) Urkunde in Rom — Vatikan, wahrscheinlich 7 Jh.

**E. Glagolitisch:**

1. Evang. Assemani (überall).

2. Kiever Blätter.

3a. Eucholog. Sinait. (nach Bajs Taf. XVIII. Auf demselben Blatt kommen auch e-Zeichen mit zwei Querstrichen vor.

3b. Prager Fragmente (nach Bajs, Taf. V. fol. I v [B] Z. 9.)

4. Kiever Bl. (Abweichende spätere Schrift der letzten Seite dieses glagolitischen Denkmals nach Mohlberg).

**E. Lateinisch:**

1. Bonelli 725, Z. 5. Im Wort voluntate.

2. Ebda 725 Z. 1 (auch Z. 9). Im Wort regnante.

3. Ebda 771 Z. 16. Im Wort actore.

4. Prou, Taf. V, Z. 3.

5. Ewald-Goeme Taf. II, Z. 8.

6. Ebda Taf. II, Z. 9 u. Z. 18.

7. Ebda Taf. III, Z. 2 Benedictio cerei. Codex im Escorial (Reliquienkammer). Kursive Minuskel des 7 Jh.s.

8. Bonelli 774 (2 August) Z. 3 (auch Z. 5 u. a.) Langobardische Kursive des 8 Jh.s.

9. Steffens<sup>2</sup> Taf. 23. Z. 2 im Wort „praediximus“. Josephus Flavius, Römische Halbkursive auf Papyrus. 6 Jh. Mailand, Bibl. Ambrosiana.

9. And. Buchst. daselbst.

10. Steffens<sup>2</sup> Taf. 34. Z. 2 u. 3. Hlg. Isidor, Bobbio-Schrift des 8. Jh.s. Mailand, Ambrosiana L 99 p. 102. Abbréviation für „eius“ „links gerichtet“ wie das glagolitische e. (Vgl. bei C die Kürzung für „con“).

11. Bonelli 721 Z. 14. Im Wort meae (u. a.).

12. Steffens 100 Tafeln. Taf. 38 Z. 15. Halbkursive aus Bobbio. 8 Jh. Mailand, Ambrosiana L. 99.

**F. Glagolitisch:**

1. Evang. Zograph., nach B. Jagić: Quattuor Evangeliorum Codex Glagoliticus, olim Zographensis nunc Petropolitani. Berolini MDCCCLXXIX. Taf. I. 3. 12.
  2. Evang. Assemani, Riever Bl.
  3. Psalter. Sinait. S. 197, 3. 11 (ähnlich S. 216 3. 13) nach der Tafel bei Geitler.
  4. Codex Marianus nach Bajs Taf. XII, 3. 20 im Wort Kaiafa.
  5. Pariser ABC (abecedarium bulgaricum) nach Jagić Taf. VII Nr. 16.
  6. Glagolit. Cloz. nach Jagić — Enciklop. Taf. II, Abb. 3a; Bajs Taf. XIV, 3. 14;
- Bemerkung: Ein f-Buchstabe mit parallelem Doppelstrich auch im Psalt. Sin. siehe Karinskij Taf. 5b. 3. 2.
7. Euchologium Sinait. nach Jagić — [Enciklopedija] S. 202 Nr. 12.

**F. Lateinisch:**

1. Bonelli 721, 3. 17. Im Wort feminas.
2. Ebda 721, 3. 16. Im Wort fuerint.
3. Ebda 725, 3. 21. Im Wort femina.
4. Ebda 725, 3. 6. Im Wort fatetur.
5. Steffens<sup>2</sup> Taf. 34, 3. 31, Isidor von Sevilla, 8. Jh. Altitalien. Bücherschrift aus Bobbio, Mailand, Bibl. Ambrosiana 3. 99.
6. Bonelli 725, 3. 14. Im Wort feminae.
7. Ebda 765, 3. 7. (Beide Buchstaben gehören zusammen.)
8. Ebda 765 3. 13.
9. Lauer-Samaran Taf. 12 3. 2, Meroving. Diplomkursive des 7. Jh.s. Paris. Arch. nat. K 2 Nr. 5.
10. Steffens<sup>2</sup> Taf. 25b, 3. 3.
11. Steffens<sup>2</sup> Taf. 25b, 3. 15.
12. van Hoesen Taf. Nr. 122 (S. 218). Siehe bei D, Nr. 10.
13. Ewald-Loewe Taf. III 3. 20. Entwickelteres Stadium jüngerer röm. Minuskel. (Siehe bei E Nr. 6 ff.).
14. Bonelli 30. I. 735.

Bemerkung 1. Man beachte den f-Buchstaben im Zusammenhang mit einem anschließenden kreisförmigen o in Nr. 1, wo das o punktiert angedeutet ist. Solche Verbindungen begegnen auch außer dem unter Nr. 1 angegebenen Beispiel. Nr. 15 stellt eine Verbindung eines f-Buchstaben mit einem anschließenden a.

Bemerkung 2. Der in der Anfangsspalte eingeklammerte griechische F-Buchstabe stammt aus einem doppelsprachigen lateinisch-griechischen Psalter aus dem 8. Jh. Die Schrift, der er entnommen wurde ist eine griech. Unzialschrift im engen Anschluß an die lat. Unzialschrift derselben Handschrift.

Henri Omont: Fac-similés de plus anciens Manuscrits grecs en oncial et en minuscule de la Bibliothèque Nationale, du IV<sup>e</sup> au XII<sup>e</sup> siècle. Paris 1892. Taf. VII, 3. 21. Paris, Ms. Coislin 186, fol. 224.

**G. Glagolitisch:**

1. Evang. Assem.
2. Riever Blätter.
3. Codex Marianus.
4. Psalter Sinait. nach Sever'janov.

**G. Lateinisch:**

1. Chanoine Reufsens: Eléments de Paléographie. Louvain 1899. Taf. IX. 3. 16; St. Gregor de Tours, Paris, Nat. Bibl., fonds lat. n. 17655. Merovingisch, 7. Jh. Stammt aus der Abtei von Corbie.
2. Bonelli 725, 3. 1. Im Wort rege.
3. Ebda 725, 3. 3. Im Wort ego.
4. Ebda 765, 3. 6. (Taf. 91). Im Wort ego.
5. Ebda 765 3. 16. Im Wort largiaetate.
6. Prou, Taf. V, Nr. 13, 3. 1, im Wort Aeligio. Pergamentstreifen mit Reliquienbezeichnung in der Schatzkammer des Doms in Sens (Yonne) Frankreich. Merovingische Minuskelfursive aus dem Ende des 6. oder aus dem 7. Jh.
7. Steffens<sup>2</sup> Taf. 37 3. 8; Evangeliar von Autun. Merovingische Halbkursive einer Schrift, die nur für Anmerkungen benutzt wurde (die Evangelien sind mit der jüngeren Unziale



geschrieben). Bulgärschrift des 8. Jh.s im Frankenreiche. Beendet im 3. Jahre der Regierung Pippins (754 J.) in „Vosevio“.

8. Steffens<sup>2</sup> Taf. 40, Z. 18. Diplom Pippins. Pippin schenkt dem Kloster Fulda die Villa Deiningen. Merovingische Diplomschrift. Attigny, Juni 760. Marburg, Preuß. Staatsarchiv.

9. Steffens<sup>2</sup> Taf. 44a (überall) Privaturkunde auf Pergament. St. Gallen, Staatsarchiv. Urk. I, 75. Oberndorf 11. Januar 782. Uebergang von meroving. Schrift zur Karolingischen Minuskel.

10. Luigi Chiaparelli. Il codice 490 della biblioteca capitolare di Lucea = Studi e testi 36, Rom 1924. Taf. Ia, Z. 8, 27. Dezember 774 [Memorie e doc. ecc. IV, 1. n. 81].

#### H. Glagolitisch:

1. Evang. Assemani.
2. Riever Blätter.
3. Pariser ABC nach Jagić, [Enciklopedija] Taf. VII, Nr. 16 „hier“.
4. Prager Fragm. I (B) Z. 15 nach Bajs Taf. V.

#### H. Lateinisch:

1. Steffens<sup>2</sup> Taf. 25b, Ziff. 19. Maximus von Turin. Mailand, Ambrosiana C 98 p. infer. fol. 89. Früher gehörte dem Kloster des hlg. Columban in Bobbio. Alt-italienische Bücherschrift des 7. Jh.s.

2. Bonelli 721 Z. 29. (Steffens, 100 Tafeln. Taf. 29.) Langob. Privaturkunde.

3. Steffens<sup>2</sup> Taf. 37b, Z. 9. Merovingische Halbfursive nah an karolingische Minuskel. Z. 754. (Angaben wie unter G Nr. 7.)

4. Der Buchstabe aus der Unzialschrift derselben Seite wie hier Nr. 3. Linke Hälfte Z. 7. 754 J.

5. Dasselbst Z. 6.

6. Lowe I, Nr. 65. Cresconius — Collectio Canonum. Vatic. Barberin. lat. 679 (XIV. 52). Wahrscheinlich mittelitalienisch 8.—9. Jh. Schrift: Unziale und vorkarolingische Minuskel. Der Buchstabe entnommen aus der unzialen Zeile 3.

7. Nach Karl Faulmann: Illustrierte Geschichte der Schrift. Wien, Pest, Leipzig 1880. S. 555. Probe einer Merovingischen Schrift. Z. 3, im Wort Chilperici.

8. Bonelli 748, Z. 16.

9. Ebda 756 J., Z. 9.

10. Lowe I, Nr. 105, Z. 12. Sacramentarium Gelasianum. Griechisches „Vater unser“ mit lateinischer Unciale geschrieben. Mitte des 8. Jh.s. Vatic. Regin. Lat. 316.

11. Ein Beispiel entnommen aus den Freisinger Denkmälern, wo es regelrecht ein „ch“-Laut darstellt. Hier nach J. Ohienko: Pam'jatky staroslov'jans'koji movy X—XI vikiv. Varšava 1929, S. 308.

#### I. Glagolitisch:

- 1a. Evang. Assemani.
- 1b. Evang. Marin.
- 2a. Riever Blätter.
- 2b. Codex Zographensis.
- 3b. Zwei i-Formen aus dem Fragment des Gršković.
- 3c. Prager Fragment II (A).

3a., 4a., 4b., 4c. Eucholog. Sinai. Die eingeklammerten i-Formen entsprechen denen die unter „Y“ behandelt werden.

#### I. Lateinisch:

1. Pauer-Samaran, Taf. 2, Z. 8, Diplom Chlothars II, 20. April (584—626) (Papyrus) merovingische Diplomschrift.

2. Pauer-Samaran, Taf. 26, Z. 4, Diplom Childebert III, Nogeut sur Marne. 8. April 696.

3. Pauer-Samaran, Taf. 6 bis, Chlodwig II, 22. Juni 654.

4. Pauer-Samaran, Taf. 12, Z. 4, 5. Chlothar III, 31. Oktober 657.

5. Pauer-Samaran wie Nr. 4, Z. 6.

6. Bonelli 771, Z. 15.

7. Marquis de Laborde. Musée des archives de l'empire — Actes importants de l'histoire de France, Paris 1867. Merovingische Unterschrift. Chartres 6. März 696. Im Wort „privilegium“ das erste i.

8. Steffens<sup>2</sup>, Taf. 22, Z. 14. Ravennat. Papyrus, jüngere röm. Kursivschrift 572 Z. London, British Museum, Add. Ms. 5412.

9., 10. M. Champollion-Figeac, Chartes Latins sur papyrus du VI<sup>e</sup> siècle de l'ère chrétienne. 2<sup>e</sup> Fascicule Paris 1837. Col. VIII Z. 4 und 3. Ravennatisch 6. Jh.

11. Champollion-Figeac (wie Nr. 9, 10). Charta plenariae securitatis. Fasc. 9 Z. 30. Ravennatisch 6. Jh.

12. Bonelli 755, 20. Juli Z. 20. Lombardische Privaturkunde 8. Jh.

13., 14. Die punktierten lat. Formen wurden nach Geitler a. a. O. wiedergegeben und gehören nicht in unseren Zusammenhang.

#### K. Glagolitisch.

1. Evang. Assemani.

2. Kiever Blätter.

3. Prager Fragmente Bl. I (B)

4. Prager Fragmente II v (A) Z. 20. (ähnlich II r (A) Z. 21 u. a.)

#### K. Lateinisch.

1. Lauer-Samaran. Taf. 6 letzte Zeile unten. Diplom Chlowigs II. 22. Juni 634. Merovingische Kanzleischrift. Paris, Archives Nationales K 2, Nr. 3.

Steffens<sup>2</sup>, Taf. 28 letzte Zeile. Diplom Childebert's III. 10. Januar 695. Paris, Archives nationales K 3 Nr. 9. Urteilspruch Childebert's III (695—711).

3. Lauer-Samaran Taf. 38 letzte Zeile. Diplom Chilperich's II. 28. Febr. 717. Paris, Archives nationales K 4 Nr. 3.

4. Bonelli 771. Z. 10. Langobardische Privaturkunde aus der Zeit des Desiderius. (Locate) 24. April 771.

5. Wilhelm Arndt: Schrifttafeln zur Erlernung lateinischer Paläographie 4. Aufl. von M. Tangl) Berlin 1904. Erstes Heft Taf. 10 letzte Zeile. Kursive der Merovingischen Reichskanzlei — Urkunde Theuderich's III vom 30. Okt. 688. (Umbiegung am unteren Ende des Buchstabens nach Lauer-Samaran. Taf. 17 letzte Zeile berichtigt.) Paris, Archives nationales K 3 Nr. 2.

6. Nach van Hoesen Taf 6 col. 1. Lateinische Kursive 1. April 540. Rom, Cod. Vat. 6064. (Lit.-Angaben bei van Hoesen S. 162).

7. Nach E. Geitler: Die albanesischen und slavischen Schriften, Wien 1883 S. 123. Kursives k (nach Fumagalli, Delle istituzioni diplomatiche, tab. I Nr. VII und Marini, I papiri diplomatici, tab. CXVI, Urkunde aus dem Jahre 540, Z. 15).

#### L. Glagolitisch:

1. Evang. Assemani.

2. Kiever Blätter.

3. Prager Fragment II r (A) nach Bajs Rukovët' a. a. O. Taf. 6.

4a. Codex Zograph. (nach Jagić [Enciklopedija] Taf. III, 5 c).

4b. Psalter. Sinait. Fol. 98 r (noch Sever'janov, Taf. VIII).

#### L. Lateinisch.

1. Steffens<sup>2</sup>, Taf. 33, links Z. 20. Isidor von Sevilla. Alt-Italienische Bücherschrift aus Bobbio. 8. Jh. Jetzt in Mailand, Ambrosiana L. 99, parte superiore p. 34.

2. Lauer-Samaran Taf. 6 bis, Z. 13. Merovingische Kursive der Staatskanzlei. Diplom Chlodwigs II. 22. Juni 654. Paris, Archives nationales K 2, Nr. 3.

3. Lauer-Samaran, Taf. 39, Nr. 2. Inschrift auf der Rückseite des Diploms von Theuderich vom 15. September 677. (Taf. 15) 1. Buchstabe im Wort „Crammolino“. Merovingische Schrift.

4. Bonelli 773, Z. 12. Langobardische Privaturkunde.

5. Steffens, 100 Tafeln. Taf. 29, Z. 28. Dasselbe bei Bonelli Taf. 1, Z. 28. Langobardische Privaturkunde aus dem Jahre 721 der Regierungszeit Liutprand's (713—744). Entwickelterer Zustand der jüngeren römischen Kursive in Italien. Biacenza, 12. Mat 721. Mailand, Archivio di Stato.

6. Bonelli (wie Nr. 5) Z. 24.

7. Ebda, 756, Z. 14. Langobardische Privaturkunde der Regierungszeit Aistulf's Campione 25. Okt. 756. Ital. Kursive des 8. Jh.s.

8. Champollion-Figeac, 2. Fascicule, Col. II, Z. 8. Ravennat. Papyrus. Jüngere röm. Kursive v. J. 552. Vgl. Ernesto Monaci, Archivio Paleografico Italiano, Vol. 1, Roma 1897, Taf 1—4.

9. Champollion-Figeac, Chartes Latins — Charta plenariae securitatis. Flle 10. II. 3. 45. Ravennatische Urkunde — Jüngere röm. Kursive des 6. Jh.s.

10. Bonelli 771. 3. 3 (und überall) Langob. Privaturkunde. Locate 24. April 771. In der Zeile 4 muß der Eigennamen nicht „Bibiano“ wie Bonelli schreibt, sondern „Libiano“ gelesen werden. (Große Verwandtschaft zwischen diesem l und b!).

#### M. Glagolitisch:

1. Codex Assemani.

2. Riever Blätter.

3a. Mazedonisches Blatt nach Bajs XXIII, 3. 19 (auch 13, 15 u. a.).

3b. Eucholog. Sinait. nach Bajs XVI, 3. 13.

3c. Psalter Sinait.

#### M. Lateinisch:

1. Faulmann (siehe bei H Nr. 7). Zeile 4, im Wort „Actum“. Unterschrift auf dem Diplom Chilperichs I aus dem Jahre 583.

2. Bonelli 721, 3. 11. Langobardische Kursive des 8. Jh.s.

3. Bonelli 721, 3. 18 (wie Nr. 2).

4. Ebda 735, 3. 1, Langobardische Kursive des 8. Jh.s.

5. Ebda 721, 3. 12 (wie Nr. 2).

6. Ebda 735, 3. 14 (wie Nr. 4).

7. Ebda 721, 3. 24 (wie Nr. 2).

8. Paul Deschamps: Etude sur la Paléographie des inscriptions lapidaires. de la fin de l'époque mérovingienne aux dernières années du XII siècle. Paris 1929. S. 73. Grabinschrift aus Poitiers. Steinschrift. Deschamps datiert die Schrift nicht, er setzt sie in seiner Tabelle zwischen andere Schriften aus den Jahren 682 und 814.

9. Lowe I, Nr. 59, 3. 6. Romilien. Unzialschrift des 8. Jh.s. Entstehungsort unbekannt. Vatic, Lat. 18501 (olim Vatic. Lat. 3321, fol. 1—11).

10. Lowe II, Nr. 265. 3. 1, 4, 8). Unzialschrift des 8. Jh.s. geschrieben in England (wie A Nr. 12).

Lowe I, Nr. 113. Collectio Canonum. Unziale des 8. Jh.s. Vatic. Reg. Lat. 1997. Hier ein flüchtig geschriebener m-Buchstabe, des im ganzen 8. Jh. herrschenden unzialen m. Sorgfältigere kalligraphische Formen mit großen Rundbogen z. B. im großartigen Codex Amiatinus aus der florentinischen Biblioteca Laurentiana; bei Steffens<sup>2</sup>, Taf. 21, 3. 5, 12 u. a. Geschrieben um das Jahr 700.

#### N. Glagolitisch:

1. Codex Assemani.

2. Riever Blätter.

3. Eine der n-Formen, die Zogr., Chloz., Eucholog Sinait., Evang. Mariin., Evang. Grigororič. beherrscht.

4. Eine jüngere Form (nicht jünger als 15. Jh.) in einer kyrillischen Handschrift, in der Festschmuck Nr. 105 des Klosters Zographos auf dem Athos. Nach M. N. Speranski, Tajnopis v Jugoslavjanskich pamjatnikach pisma. S. 5, Abb. 1. [Enciklop. Slav. Filol., Lieferung 4,3] Leningrad 1929. Dieses n steht in einer glagolitischen Zeile „az Danil pisach sia“ — „Ich Daniel habe dies geschrieben.“ Es erinnert an die n-Formen der Prager Fragmente.

5. Prager Fragmente.

#### N. Lateinisch:

1. De Laborde. Musée des archives (siehe I, Nr. 7) S. 17. Unterschrift des Chlodwig III, Chaton 12, August 691 in Wort „nostrum“. In derselben Zeile mehrere ähnliche n-Buchstaben mit ausgefüllten Schleifen. Zweck Veranschaulichung des Zusammenhanges mit dem glagolitischen n-Buchstaben wurde einer von ihnen — 1! — bei uns in der liegenden Lage gezeichnet! (entnommen dem Wort nostri.).

2. Lauer-Samaran, 12, 3. 8 im Wort „mancipiis“ Diplom Chlothars III zw. 657 und 673. Meroving. Kanzleischrift, Paris, Archives nationales, K 2, no. 5 (vergl. Nr. 6).

3. Lauer-Samaran, 4 bis, 3. 3. Papyrusurkunde Dagoberts I ausgestellt zwischen 4. I. 629 und 19. I. 639. Merovingische Kanzleischrift. Paris, Archives nationales, K 1, no. 9.

4. Steffens<sup>2</sup>, Taf. 28, 3. 2. Diplom Childeberts III. 10. Januar 695. Diplomschrift der merovingischen königl. Kanzlei.

5. Steffens<sup>2</sup> wie Nr. 4, Zeile 7.
6. Lauer-Samaran 12, Z. 4. Diplom Chlothars III. zwischen 657 und 673. Merovingische Kanzleischrift. Paris, Archives Nationales, K 2, no. 5.
7. Lauer-Samaran, 37, Z. 7. Diplom Chilperichs II. 7. März 716. Paris, Archives nationales, K 3, no. 19. Meroving. Kanzleischrift.
8. Faulmann (siehe bei H, Nr. 7). Z. 4 Wort „nunas“, Merovingisch 583 Z.
9. Champollion-Figeac: Chartes latines, 2<sup>e</sup> Fasc. Col. VI Foll. 5, Z. 1 (und öfter). Jüngere römische Kursive des 6. Jh.s. (Ravennatische Urkundenschrift.)
- 10, 11. Bonelli 721, Z. 13 und 16. Langobardische Privaturkunde.
12. Steffens<sup>2</sup>, Taf. 30, Z. 12. Evangeliar von Kells. (Book of Kells). Dublin Library of Trinity college. Frische Schrift. Wird meistens in das Ende des 7. Jh.s. gesetzt. Ein Majuskelfuchstabe, der in verwandter Form mit einem kürzeren Anfangsstrich auch in der runden irischen Minuskel desselben Prachtwerkes und auf dem Kontinent in verschiedenen Handschriften des 8. Jh.s. auftritt.
13. Zimmermann: Vorkarolingische Miniaturen II. Taf. 118 überall. Gregor, Fol. 1<sup>a</sup>. Berlin. Theol. lat. Fol. 354. Die Schrift abhängig von Corbier.

#### O. Glagolitisch:

1. Codex Assemani.
2. Kiever Blätter.
- 3., 4. Codex Zograph.

#### O. Lateinisch:

1. Prou, Taf. V, Abb. 8; im Wort „Sancto“ Reliquienbeschriftung, Schatzkammer der Kathedrale in Sens (Yonne). Merovingische Minuskel.
2. Prou, Taf. V, Abb. 8; im Wort „Fedolo“ (daselbst wie Nr. 1).
3. Steffens<sup>2</sup> 28, Z. 6. u. a. Diplom Childeberts III. 10. Januar 695. Meroving. Schrift (siehe bei N Nr. 4). Im Wort „recognovit“.
4. De Laborde (siehe bei I Nr. 7) S. 22. Pergamenturkunde aus der Zeit Childeberts III. vom 13. Dez. 710. Paris, Arch. nat. K 3, Nr. 15. Verwandter Buchstabe z. B. bei Lauer-Samaran Taf. 24 Z. 15 in Wort „domni“ mit kürzerem Ausstich und ohne daß die Schlinge berührt wird.
5. Steffens<sup>2</sup> 28, Z. 5 u. a. Dieselbe meroving. Urkunde wie Nr. 3.
6. Champollion-Figeac, Chartes Latines . . . 2<sup>e</sup> Fascicule, Col. III Z. 4. Jüngere röm. Minuskel aus d. J. 552. (Ravennatisch.) Paläographisch ausgewertet bei E. Geitler: Die albanesischen und slavischen Schriften. Wien 1883. S. 136.
- 7., 8. Bonelli 721, Z. 10 u. 26. Langobard. Privaturkunde der Regierungszeit Liutprands. Jüngere römische Kursive im Langobardenreich. Archiv Mailand.
9. Lauer-Samaran, Taf. 19, Z. 4. Diplom Chlodwigs III., 12. August 691. Paris Arch. nat. K 3, Nr. 3. Merovingische Kanzleischrift.
10. Lauer-Samaran Taf. 24 Z. 3 im Wort „pago“. Diplom Childeberts III. Paris Arch. nat. K 3, Nr. 8. Meroving. Kanzleischrift (13. Dez. 695).
11. Lauer-Samaran Taf. 24, Z. 12 im Wort „concessum“ merovingisch, 13. XII. 695 (siehe Nr. 10).
12. Lauer-Samaran Taf. 12 bis, Z. 4. Das zweite o im Wort „Chlodovio“. (Zu vergl. in ders. Zeile im Wort „domno“) zw. 657 u. 673. Meroving. Kanzleischrift. Paris Arch. nat. K 2, Nr. 5.

#### P. Glagolitisch:

1. Codex Assemani.
2. Kiever Blätter.
3. Codex Zograph.
- 4a., 4b. Euchologium Sinaiticum (Rondakovs Blatt) nach Karinskij, Taf. 7.

#### P. Lateinisch:

1. Lauer-Samaran, Taf. 4 Z. 11. Anfangsbuchstabe im Wort „perpetualiter“. Diplom Dagoberts I. (zu setzen zw. 629 u. 630, siehe Lauer-Samaran, Textseite 5, Num. 5). Arch. nat. K 1, Nr. 9. Merovingische Kanzleiminuskel.
2. Wie Nr. 1, Z. 2.
3. Lauer-Samaran, Taf. 8, Z. 8. Papyrus-Diplom (Chlodwig, II. zw. 639 u. 657 Z. Paris, Arch. nat. K. 2, Nr. 4). Meroving. Kanzleischrift.

4. Lauer-Samaran, Taf. 2, Z. 9. Urk. Chlothars II. Papyrus zw. 584 u. 626 J. Paris, Arch. nat. K. 1, Nr. 4. Meroving. Kanzleischrift.
5. Lauer-Samaran, Taf. 12 bis, Z. 2 im Wort „ipsi“ Chlothar III. Papyrus zw. 657—673. Paris, Arch. nat. K 2, Nr. 5. Meroving. Kanzleischrift.
6. Steffens<sup>2</sup>, Taf. 28 Z. 20. Diplom Childeberts III. 695 J. Paris, Arch. nat. K 3, Nr. 9. Meroving. Schrift.
7. Steffens<sup>2</sup>, Taf. 22. Urkunde aus Ravenna. 572 J. Jüngere röm. Kursivschrift, London, Brit. Mus. Add. Ms. 5412. Gewöhnlich fängt dieser Buchstabe mit einem Häkchen an.
8. Lauer-Samaran, Taf. 16, Z. 7 (oben nicht spitz zulaufend und mit noch deutlichem Häkchenansatz am Stiel Z. 13) u. a.
9. Leopold Delisle, Notice sur un manuscrit mérovingien de la bibliothèque d'Epinal. Paris 1872. Taf. I, Z. 10, Unzialminuskel.
10. Brandt, Ein lateinischer Papyrus . . . [Archiv für Urkundenforschung V, Taf. I], Z. 6. Lat. Urkunde aus d. J. 505. Manchester — John Rylands library.
11. Champollion-Figeac, Charte Latine sur papyrus d'Egypte de l'année 876. Paris 1835. Bulle des Papstes Johannes VIII. (Bestätigung der Privilegien Karl des Kahlen für ein Kloster) aus dem J. 876.
12. Ch. Reusens, Éléments de Paléographie, 1899. Taf. XIII, Z. 5. Homilien. Buchminuskel des 8. Jhs (sogenannte „Lombardische“ Schrift). Hier ein Majuskelbuchstabe, Z. 5. Königl. Bibl. — Bruxelles, manusc. n. 9850—9852.

#### K. Glagolitisch:

1. Cod. Assem.
2. Kiever Blätter.
3. Codex Zographensis.
4. Mazedonisches Blatt.

#### Q. Lateinisch:

Hier als eine sehr fragliche Möglichkeit der Beziehung zum glag. k (Siehe sonst oben den Buchstaben K.).

- 1., 2., 3. nach van Hoesen Tafel 6, Spalte 4, 63, 11. 8. Nov. 639. Lat. Kursivschrift; Ravenna, Erzbischofliches Archiv. (van Hoesen S. 200—202).
- 4., 5. Ewald-Loewe: Taf. III Z. 12 (auch Taf. II Z. 5) und Taf. III Z. 21. Kursivschrift des 7. Jhs. Kodex in der Reliquienkammer des Escorial.
6. van Hoesen. Tafel bei der S. 215, Nr. 120. Kursivschrift. van Hoesen. S. 214. Publikationsangaben ohne nähere Daten und ohne Aufbewahrungsort.
7. Steffens<sup>2</sup>, Taf. 16 ?.
8. Steffens<sup>2</sup>, Taf. 39. Z. 7. Diplom Aistulfs. 752 J. Altitalien. Kursivschrift des Langobardenreiches. Bergamo. — Biblioteca capitolare.

#### R. Glagolitisch:

1. Codex Assemani.
2. Kiever Blätter.
- 3.
- 4a. Eucholog. Sinait.
- 4b. Fragm. des Mihanovič.
- 5a. Eucholog Sinait.
- 5b. Prager Fragm. I (B).
- 5c. Psalt. Sinait.

#### R. Lateinisch:

Die sämtlichen lateinischen r-Buchstaben wurden einer langobardischen Urkunde, wie sie bei Bonelli veröffentlicht vorliegt, entnommen.

1. Bonelli, Taf. I 721 J. Z. 21, im Wort praenominatis.
2. Ebda Z. 25, im Wort rogavit.
3. Ebda Z. 7, im Wort Sigirat.
4. Ebda Z. 9, im Wort pro.
5. Ebda Z. 15, im Wort Sigirat.
6. Ebda Z. 22, im Wort Arochis.
7. Ebda Z. 33, im Wort postradita.
8. Ebda Z. 19, im Wort ipsorum.

**S.** („scharfes“ stimmloses ss.) Glagolitisch:

1. Codex Assemani.
- 1b. Prager Fragm. II (A).
- 2a. Kiever Blätter.
- 3b. Codex Zograph.
- 3a. Prager Fragm. I (B).
- 3b. Evangel. Mariin.
- 3c. Eucholog. Sinait.
- 4b. Mazedon. Blatt. Jagić. Taf. IV.
- 4c. Glagolita Clozianus (Jagić. Taf. II 3b).

**S.** Lateinisch:

Da das lat. Kursive s-Buchstabe höchstwahrscheinlich wie wir bei der Behandlung des nächsten Buchstabens sehen werden zur Bildung des schwachen s (in der slav. Transkription „z“) verwendet wurde, griff man für das scharfe s (deutsches *ß*) zum lat. unzialen Buchstaben. Die Ähnlichkeit der betreffenden glagolitischen und der hier ausgewählten lateinischen Buchstaben scheint offensichtlich zu sein.

Alle Beispiele sind zumeist dem Werk von E. A. Lowe, *Codices Latini . . .* Oxford 1934—1935 entnommen.

1. Ebda Nr. 176. Oraciones Matutinae et Vespertinae London, Additional Ms. 37518. Unziale des 8 Jh.s.
2. Lowe Nr. 147b, 3. 1, 2, 3, 4. Evangel. Math. Durham-Cathedr.-Library. A II. 16. Insulare Minuskel des 8 Jh.s.
3. Ebda Nr. 5a. 3. 3. Augustinus, Rom Vatic. Lat. 491. Insulare Minuskel des 8 Jh.s. (Der betr. Buchstabe ist eine Anfangsmajuskel) Wort „sicut“.
4. W. M. Lindsay. Early Irish Minuscule script. Oxford 1910. Taf. II. Anfang des 8. Jh.s. Vita Columbae (überall).
5. Lowe Nr. 63. 3. 4 rechts. Evang., Rom, Vatic. Barberin. Lat. 570 (XII. 13). Angelsächsische Majuskel des 8. Jh.s.
6. Ebda Nr. 217, 3. 4. Evangel. Fragm. London, Royal Ms. 7. c. XII. Angelsächsische Majuskel des 8. Jh.s.
7. Ebda III, Nr. 341. Mailand, Ambros. F. 84 sup. Vitae patrum. 8. Jh.
8. Lowe III Nr. 362. Mailand, Ambros. R 57 sup. Sedulius, Carmen Paschale.

**S.** („schwaches“, stimmhaftes s = z und dz) Glagolitisch:

Buchstaben mit einem schrägen Strich stellen lautlich ein stimmhaftes s dar. In der Umschrift wird es durch ein lat. z wiedergegeben. Buchstaben mit einem senkrechten Strich entsprechen dem Lautwert ds (dz). Die endgültige Klarheit über den lautlichen Wert des letzten Buchstaben ist übrigens noch nicht vorhanden.

Ohne auf die Prioritätsfrage einzugehen, sollen hier die beiden Zeichen dem lateinischen s-Buchstaben gegenübergestellt werden. Insbesondere könnte der dreieckige Buchstabe (dz) mit den lat. Nr. 7, 8, — der viereckige (z) mit dem lat. Nr. 9, verglichen werden.

- 1a., 1b., 1c. Codex Assemani.
- 2a, 2c, 4b u. 4e glagolit. z und dz. Zeichen aus verschiedenen Denkmälern.
- 2b. Kiever Blätter.
- 3a. Psalt. Sinait.
- 3b. Mazedonisches Blatt (nach Jagić, [Enciklopedija], Taf. IV,5).

**S.** Lateinisch:

1. Lauer Samaran. Taf. 3. Diplom Dagoberts I, 632 oder 633 J. Paris — Archives nationales, K 1, Nr. 5. Merovingische Minuskel. Kursive Diplomschrift.
2. Lauer-Samaran, Taf. 31, 3. 15. Vereidigung Childeberts III. 13. Dezember 710, Paris — Arch. nationales, K 3, Nr. 15. Meroving. Diplomschrift.
3. Bonelli 721, 3. 26 u. a. Langobardische Kursivschrift der Zeit Liutprands. Mailand — Archivio di Stato.
4. Bonelli 725, 3. 21. Langobardische Privaturkunde 6. Juni 725. Mailand — Archivio di Stato.
5. Ebda 735, 3. 9 u. a. Priv. Urf. Langob. Kursivschrift. 30. Januar 735.
6. Ebda 748, 3. 16.
7. 8. Steffens 2. Taf. 16. 3. 1 und 8. Kaiserliches Restript auf Papyrus. Leiden, Rijks Museum van Oudheden. Kaiserkursive des 5. Jh.s. Ähnliche für unseren Vergleichs-

zweck sich gut eignende s-Buchstaben befinden sich auf dem Pariser Teil desselben Restriptes, dessen Facsimile mir zur Zeit der Ausfertigung dieser Tafeln nicht zur Verfügung stand.

9. Brandi, Taf. I, Z. 7. Lat. Papyrusurkunde aus dem Anfang des 6. Jh.s (siehe bei P, Nr. 10).

10. Ewald-Loewe, Taf. III, Z. 15. (Siehe bei R Nr. 10) Kursivschrift des 7. Jh.s. Doppel-s.

#### T. Glagolitisch:

1. Codex Assemani.

2. Riever Blätter.

3. Glagolita Clozianus (nach B. Bondrák, Glagolita Clozouúv. Prag 1893. Taf. II).

4a. Evangeliar aus Ochrída.

4b. Prager Fragment II (A) nach Vajs, Rukovět. Taf. VI.

#### T. Lateinisch:

1. Bonelli 725, Z. 20 im Wort „Antoninus“. Privaturkunde der Regierungszeit Liutprands, Mailand, 6. Juni 725. Entwickelte jüngere röm. Kursivschrift des Langobardenreiches.

2, 3., 4. Ebda 737, Z. 9, 2, 3 und 14 in Verbindung mit einem o. Zu dem eigentl. t gehört also nur der linke Teil mit je einer Schlinge und einem Häkchen wie Nr. 1. (In der Urkunde kommt öfter vor.) Langobardische Privaturkunde um 737 J. Entwickeltere Form der jüngeren röm. Kursive.

5. Ewald-Loewe, Taf. III, Z. 14. Codex Escorialensis (s. bei R Nr. 6—8, 10) Kursivschrift des 7. Jh.s.

6. Steffens<sup>2</sup>, Taf. 33, Z. 21. Isidor von Sevilla, Mailand, Bibl. Ambrosiana L. 99, parte super., p. 34 Altitalienische Bücherschrift aus Bobbio, 8. Jh. „ti“.

7., 8., 9., 10. Steffens<sup>2</sup>, Taf. 25 (oder bei Steffens. Suppl. zur ersten Aufl.) Z. 2 = „te“, Z. 3 = „tu“, Z. 4 = „tr“, Z. 3 = „ti“. Man sieht, daß das doppel-schleifige „t“ ohne Rücksicht darauf, mit welchem Buchstaben es eine Ligatur bildet, seine eigentümliche Form unverändert beibehält. Merovingische Bücherschrift (auch sogen. Schrift von Luxeuil) Lectionarium Gallicanum. Paris, Bibl. Nat. Fonds latin 9427, Fol. 143. 7. Jh. (Diese Art erhält sich auch im 8. Jh.)

11., 12. Bonelli, Urkunde aus dem J. 765. Zeile 26 und 22. Verbindung tus, to.

13. Champollion-Figeac (dieselbe Zeile wie bei L Nr. 8) Ravennatische Kursive aus d. J. 552.

14. Steffens<sup>2</sup>, Taf. 34 a, Z. 11 „tem“ im Wort „ardentem“ Isidor von Sevilla (wie Nr. 6) Altitalienische Bücherschrift aus Bobbio, 8. Jh.

Anmerkung: In diese Tafel wurden die sehr interessanten Beispiele der lombardischen t-Formen mit beiden geschlossenen Kreisen bei Bonelli 721, Z. 8, im Wort havitaturis, Z. 13 im Wort subtraere, Z. 21 im Wort erit u. a. nicht aufgenommen.

#### V = W. Glagolitisch:

1. Codex Assemani.

2. Riever Blätter.

3. Codex Zograph.

4. Großbuchstabe des Cod. Zograph. (Titel des Lukasevangeliums. v. Jagic, Quattuor Evangeliorum, Codex Glagoliticus, Berolini 1879, Taf. 1; J. Vajs, Rukovět' a. a. O Taf. IX)

#### V. Lateinisch:

1. Lauer-Samaran, Taf. 4 bis Z. 5. Papyrusurkunde Dagoberts I. (zw. 629 und 639 J.) Paris Archives nationales K 1, Nr. 9. Meroving. Diplom-Kursive.

2. Lauer-Samaran, Taf. 4, Z. 4 8 u. a. (Urkunde und Schrift wie Nr. 1).

3. Lauer-Samaran, Taf. 1, Z. 8. Papyrusurkunde Chlothars II. 625 J. Paris, Archives nationales K 1 Nr. 7. Meroving. Diplomschrift.

4. Lauer-Samaran, Taf. 8, Z. 6 u. a. Papyrusurkunde Chlodwigs II. 7. Jh. Paris, Archives nationales K 2, Nr. 4. Meroving. Diplomschrift.

5. Steffens<sup>2</sup>, Taf. 25 überall. Meroving. Bücherschrift. Lectionarium Gallicanum aus Luxeuil, 7. Jh. (siehe bei T Nr. 7—10).

6. Bonelli 754, Langobardische Privaturkunde, 8. Jh.

7. R. Faulmann, *Illustrierte Geschichte der Schrift*, Wien, Pest, Leipzig 1880. S. 555. Schluß der Urkunde Chilperichs I. betreffend den Wiederaufbau der Kirche von Beauvais im J. 583. Meroving. Kanzleischrift.

8. Lauer-Samaran, Taf. 8, Z. 5 (wie Nr. 4).

9. Brandi (*Archiv für Urkundenforschung* V) Taf. I, Z. 6. (siehe P Nr. 10, S Nr. 9) Latein. Kursive des 6. Jhs.

10., 11., 12. van Hoesen, Taf. VI, Nr. 7, 15, 43. (Nr. 10 z. B. vom 8. Nov. 639). Zwei Fragmente im Erzbischöfl. Archiv in Ravenna. Hier als Beispiele des Vorkommens eines runden v-Buchstabens. (Vgl. auch van Hoesen, Tafel bei der S. 206, Nr. 116, Fragment aus Ravenna, *Archivio Arcivescovile*, 6. Jh. u. a.)

**X. Glagolitisch** kommt im ganzen glagolitischen Schrifttum nur 5 mal vor.

Der Form und dem Lautwert nach entspricht das Zeichen einem in den lateinischen Texten sehr häufig vorkommenden griechischen  $\chi$ -Buchstaben in der Kürzung des Nomen Sacrum Xp.

1. Codex Assemani.

2. Psalt. Sinit. fol. 113 im Wort  $\chi\lambda\beta\mu\iota$  (nach Sever'janov, *Sinajskaja psalmyr* Petrograd 1922, S. 149).

3. *Abcedarium Bulgaricum*. Hier unter Bezeichnung „ot“. Die Bezeichnung ist sicher falsch da auch der folgende Buchstabe „c“ den falschen Namen „pe“ trägt. Der eigentliche „pe“-Buchstabe fehlt.

4. Psalt. Sinit. fol. 78. Nach Sever'janov a. a. O., Taf. VII.

**X. Lateinisch:**

Der X-Buchstabe kommt in dem Namen Christus und anderen davon abgeleiteten Worten wie z. B. Christiani = Xpiani u. s. w. in allen lat. Schriftschulen vor.

1. Steffens<sup>2</sup>, z. Bt. Antiphonar von Bangor. Frische Schrift. Mailand. Bibl. Ambrosiana C. 5, parte inferiore. Fol. 30. 680—691 J.

2. Bonelli 735, Z. 1. Spätere (jüngere) röm. Kursive des Langobardischen Königreichs. 8. Jh. Mailand. Archivio di Stato.

3. Lauer-Samaran, Taf. 1, Z. 2. Merovingische Diplomschrift des 7. Jhs. Paris Arch. Nat. K 1, no. 7.

4. Lauer-Samaran, Taf. 8, Z. 4. Meroving. Diplomschrift des 7. Jhs. Paris, Archives nationales K 2, no. 4.

5. H. Delisle (siehe bei P Nr. 9) Taf. III, Z. 6 (auf neun Zeilen des Facsimile kommt das Zeichen „xp“ drei Mal vor).

6. Lauer-Samaran, Taf. 6 bis Z. 10. Meroving. Diplomschrift des 7. Jhs. Paris, Arch. nat. K 2, no. 3.

7. Wilhelm Schubart, *Papyri graecae berolinensis*. Bonnæ 1911. Taf. 46, Z. 5. Vadimonium des Kaisers Fl. Mauricius aus dem Jahre 599. Kanzleischrift der oströmischen Kaiser. Obwohl griechisch, hier als Vergleich herangezogen: 1) wegen der eigenartigen X-Form in dem zusammenhängenden Doppelbuchstaben  $\chi\rho$ , 2) wegen der auffallenden Verwandtschaft dieser griechischen Schrift mit lateinischen Schriftarten.

**Y. Glagolitisch:**

1. Cod. Assem.

2. Kiever Blätter. Die eingeklammerte Form gehört in anderen Zusammenhang und wurde unter „i“ behandelt.

3a. Codex Zograph. Titel. 5. Buchstabe des Lukasevangeliums.

3b. Psalt. Sinit (nach Wajs a. a. o. Taf. 15).

4. Codex Zograph. (nach Jagić, *Enciklopedija* a. a. O. Taf. III. Nr. 5c.)

**Y. Lateinisch:**

1. Lauer-Samaran, Taf. 6 bis S. 13, in der Namenunterschrift „Syghichel-mus“. Diplom Chlodwigs II. vom 22. Juni 654. Merovingische Kursive. Paris, Arch. nat., K 2 no. 3.

2. Kiever Blätter.

3. Ch. Reussens: *Éléments de Paléographie*, Louvain 1899. Taf. 9, Z. 18. Hlg. Gregor von Tours. Merovingische Buchschrift des 7. Jhs aus Corbie. Paris, Nat. Bibl. Fonds lat. no. 17655.



4. F. Ehrle und B. Vibaert, Specimina Codicum latinorum vaticanorum. Bonn 1912. Taf. 9. Z. 6, 9, 15. Cassiodorus, de instit. div. litter. Norditalienische Halb-tursive des 8. Jhs.

5. Lauer-Samaran. Taf. 31, Ziff. 15, im Wort „syc“ (= sic)! Diplom des Childeberts III. Paris, Arch. nat. K 3, no. 15. Merovingische Kanzleiminskeln.

6. van Hoesen, Taf. Nr. 119 bei der S. 213. Letzter Buchstabe. Schenkungsurkunde. Rom, Vaticana, 6. oder 7. Jh.

#### Z. Glagolitisch:

1. Cod. Assem.

2. Kiever Blätter.

3a, Psalt. Sinait. (nach Jagić, Enciklop. a. a. D. Taf. VI, Ziff. 6.).

3b, Psalt. Sinait, S. 197 letzte Zeile (nach Geitler a. a. D.).

4a, Psalt. Sinait. S. 11a, Z. 18, große Schrift im Wort Konec.

4b, Ebda S. 216, Z. 12 (nach der Tafel bei Geitler a. a. D.)

#### Z. Lateinisch:

Mit Ausnahme der Nummern 4 und 5 sind alle Z-Buchstaben den langobardischen Privaturkunden des achten Jahrhunderts entnommen und zwar:

1. Bonelli 735, Z. 16;

2. Ebda 756, Z. 12;

3. Ebda 777, Z. 10;

4. und 5. E. C. M. Thompson, An introduction to greek and latin palaeography, Oxford 1912. Taf. 3, S. 337. Lateinische Kursive, 572 J. (Pal. Soc. i 2, 28.)

6. Ebda 777, Z. 17;

7, 8, Ebda 793, Z. 33;

9. Ebda 777, Z. 13;

11. Ebda 756, Z. 16 und ähnlich Z. 5.

Anmerkung: Es sei noch außerdem auf eine Stelle in der langobardischen Urkunde aus dem J. 725 hingewiesen, wo ein solcher z-Buchstabe im Wort nationi — also nazioni — vorkommt (Bonelli 725, Z. 8). Ein eindeutiger Beweis für die ts-Aussprache des uns angehenden Buchstabens, wobei uns die ausgewerteten Urkunden Unterlagen auch in dieser Hinsicht liefern (Vergl. Text S. 586).

#### Anmerkungen zur Tafel III.

Die griechischen Schriftformen von Taylor, Jagić, Běljaev, Conev und Kul'bakin, wie auch die lateinischen von Wessely wurden den in den Textanmerkungen angeführten Werken der betreffenden Verfasser entnommen.